Stoff.

Das
Echo der Säle von Paris

oder

merkwürdige Erzählungen und bekannte Anekdoten von Napoleon, seiner Regierung, seiner Umgebung, seinem Hofe und seinen Beamten.

Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt.

Zweiter Band.

Leipzig, 1816.
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

S
385
-2-

Buonaparte,

seine Familie und sein Hof.

Von

einem seiner Kammerherren, der dazu gezwungen ward.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen des Uebersetzers.

Leipzig, 1816.

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

Das
Echo der Säle von Paris

oder

merkwürdige Erzählungen und bekannte Anekdoten von Napoleon, seiner Regierung, seiner Umgebung, seinem Hofe und seinen Beamten.

Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt.

Zweiter Band.

Leipzig, 1816.
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

Vorrede des Uebersetzers.

Wir theilen die Vorrede des Verf. um so mehr nicht mit, da die Art und Weise, wie derselbe angeblich in die Dienste des Kaisers kam, in einem Briefe desselben, den wir als Einleitung aufnahmen, hinlänglich angegeben ist. Das Original erschien in diesem Jahre in zwei Bänden, worin sich jedoch zu vieles alltägliche, gemeine und schon oft erzählte findet, als daß wir es wörtlich hätten mittheilen können. Im Gegentheil hatte der Uebersetzer nur die Absicht, das, wenn auch nichts weniger, als immer Bewährte, oder Neue, oder doch nicht ganz Uninteressante heraus zu heben. So glaubte er dem Auftrage des Herrn Verlegers, und dem Zwecke: wenn nicht einen belehrenden, großen, historischen, doch wenigstens die Unterhaltung des Publikums befördernden Beitrag zu liefern, am besten entsprechen zu können, wobei er hier und da auch eine Anmerkung einstreute, die bald berichtigen, bald zeigen soll, wie jetzt in Frankreich vieles anders ist, ohne daß es darum dort besser bestellt wäre, und übrigens auch wohl zeigt, daß viele Fehler, die Na-

poleon vorgeworfen werden, auch andern Fürsten gemein waren. Ueberhaupt muß man jedes in Frankreich über ihn erscheinende Werk mit Mißtrauen in die Hand nehmen. Selbst unter ihm ward die Preßfreiheit nicht so beschränkt, wie jetzt in Frankreich. Zu seinem Gunsten kann also kein Wort gesagt werden. Dazu kommt nun ein Heer von Schriftstellern, die von ihrer — Tagesarbeit leben wollen, die gar hoffen, durch Schmähungen auf ihn, durch die niedrigsten Schmeicheleien der Bourbons, dem Hofe zu gefallen. Auch in diesem Werkchen möchten die auffallendsten Dinge nicht wahr, oder verdreht, geradezu erdichtet seyn; die minder auffallenden dürften ihm eher zur Ehre, als zur Schande gereichen. Seine Kämpfe mit der Hierarchie z. B. werden schon jetzt anders beurtheilt werden müssen, als 1813. Doch wir greifen dem Leser vor! Das soll nicht seyn, und so möge er nur finden, daß das Büchlein wenigstens mehr Unterhaltung, als ein alltäglicher Roman gewähre!

Leipzig, den 30. Aug.
1816.

*r.

Bonaparte, seine Familie und sein Hof.

Schreiben aus Paris an den Graf D.**, als Einleitung zum Ganzen.

Fast unmittelbar nach meiner Ankunft in dieser großen Stadt schreibe ich an Sie. Meine Absicht war, B.— nicht ohne Abschied von Ihnen zu verlassen, aber meine Reise ward so geschwind entschieden, mein Wille kam dabei so wenig in Betracht, daß ich auch nicht Herr eines einzigen Augenblickes blieb. Diese Einleitung muß Ihnen wunderbar vorkommen. Jedoch Ihr Staunen wird nachlassen, wenn Sie meinen Brief bis ans Ende lesen. Sie wissen, ich kam als Emigrirter nach Frankreich zurück. Vierzig Jahr alt hoffte ich, im Schooße meiner Familie, die lange zerstreut gewesen war, bleiben zu können, aber, unglücklicher Weise muß ich es sagen — hatte mir die Revolution, so sehr sie raubte, doch nicht alles genommen, ich habe noch ein hübsches Vermögen, und einen Namen, den mir Niemand rauben kann. Einst vertrieb mich derselbe aus Frankreich, jetzt

leitet er den Blick der kaiserlichen Regierung auf mich. Doch, hören Sie nur! Ich war eben drei Wochen zu Hause, als man mir ein schlecht geschriebenes, schlecht zusammengeschlagenes Billet brachte, das nichts enthielt, als: „Der Unterpräfekt des Bezirks ladet Hr. — ein, augenblicklich zu ihm zu kommen, und grüßt Sie.“ Diese lakonische und ziemlich unhöfliche Mittheilung machte mich ziemlich verdrießlich, aber um nicht Gendarmen sehen zu dürfen, die unsere Magistratsperson gewiß zu uns gesandt hätte, nahm ich Hut und Stock und ging gerade ins Hotel der Unterpräfektur. Ich warte in einem großen Vorsaale, umgeben von einer Menge Gehörsuchender, geduldig, daß unser allmächtiger untergeordneter Herr uns in sein Kabinet möchte einführen lassen. Endlich traf mich die Reihe. Ich trat in dies Heiligthum hinein, wo ich einen Herrn von zwanzig Jahren sah, der es ganz in der Ordnung fand, einen noch einmal so alten Mann vor sich stehend zu empfangen. Mein Herr, sagte er, ich habe Sie zu mir zu kommen ersucht, um Ihnen den Inhalt eines Briefes mitzutheilen, den ich diesen Morgen von unserm Präfekten bekommen habe, und der Sie angeht. Er nahm ihn hier aus der Mitte eines Haufens von Papieren heraus, und las nun ganz gelassen den Punkt, der eine so

gebieterische Vorladung veranlaßt hatte. „Sie werden, hieß es darin, gleich nach Eingang dieses den Herrn ** einladen, sich zu mir zu verfügen, da ich ihm eine Sache, die ihn angeht, mitzutheilen habe. Sollte er es etwa abschlagen, sogleich abzureisen, so lassen Sie ihn durch Gendarmen von Brigade zu Brigade bringen.“ Ich bekenne es Ihnen gern, daß ich beim Vorlesen dieses fatalen Papiers an allen Gliedern zitterte. Ich überblickte jede Handlung meines Lebens, ich versuchte mir jedes unüberlegte Wort ins Gedächtniß zurück zu rufen, aber umsonst strengte ich meinen Kopf an, ich fand nichts. Die Tugend der Prinzessin Pauline habe ich eben so wenig in Zweifel gezogen, als die Großmuth der Kaiserin Mutter, und, dachte ich endlich, sollte man mich ja verläumdet haben, so werde ich bei der Zusammenkunft mit dem Präfekten weiß, wie Schnee, hervorgehen, da er zwar für den Tod unsers Königs stimmte, aber übrigens ein wahrhaft ehrenwerther Mann ist. So beruhigt, versprach ich dem Unterpräfekten in einer Stunde abzureisen. Er glaubte meinem Worte; jedoch wahrscheinlich in der Absicht, den Weg sicherer zu machen, als ich es konnte, ließ er mich, obschon nur von weitem, das ist wahr, durch zwei Gendarmen begleiten, die mich nicht aus den Augen verloren.

So kam ich denn auf die Präfektur. Ich nenne mich, und diesmal ließ man mich nicht warten und führte mich sogleich ein. Der Präfekt überhäuft mich mit Höflichkeiten, bittet mich, mit ihm zu speisen, und ladet mich ein, nach Paris zu reisen, wo der Minister der Polizei mit mir eine Unterredung wünscht. Sie werden gleich nach dem Essen in den Wagen steigen, und nicht eher als vor dem Palais des Ministers halten. Ich entgegnete ihm, daß man doch zu einer solchen Reise Geld und Wäsche brauche; in Paris, sagte er, giebt es feine Wäsche, und ein Mann, wie Sie, trägt immer einige tausend Franken in seiner Schreibtafel; übrigens ist der Befehl Sr. Excellenz bestimmt, und er sey eingeladen, ihm Folge zu leisten, worauf er denn also denken müsse. Schweigen und gehorchen war meine einzige Antwort. Ich bat um Erlaubniß nach Geld zu schicken, sie ward mir gefälligst gestattet; ich ließ meinen Wagen vorfahren, und als ich an einer Mahlzeit Theil genommen hatte, deren Verdauung mir viele Mühe machte, so kamen die Postpferde und brachten mich ohne Aufenthalt in mein Hotel nach Paris.

Ich verlor keinen Augenblick, den Polizeiminister aufzusuchen. Kaum nenne ich meinen Namen, so öffnen sich die Thüren, alle Bedienten

beugen sich; ich komme zu seiner Excellenz, die mir mit affektirtem, freundschaftlichen Tone, wie ein Blitz vorüberschießend, zu rufen: Willkommen, Herr Graf! legen Sie sich ruhig nieder; aber morgen früh lade ich Sie ein, sich zu Sr. Excellenz dem Großkammerherrn zu bemühen, er hat vom Kaiser Auftrag, mit Ihnen zu sprechen. Die letzten Worte beschwichtigten einigermaßen meine Angst. Ich kam nun der Sache allmählig auf den Grund; ich merkte nun schon, daß mein Name künftig im Almanac imperial nach dem Herrn von Montesquiou, meine Person in den Vorzimmern der Tuillerien in guter Gesellschaft glänzen müsse. In der That hatte ich mich nicht geirrt. Der Großkammerherr sagte mit wichtiger Miene: „Ich habe Ihnen, Herr Graf, die Mittheilung zu machen, daß Sr. Majestät Ihrer so oft wiederholten Bitte Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und Sie zum diensthuenden Kammerherrn ernennt. Ich lade Sie ein, sich morgen einzufinden und für diese Gunstbezeugung zu danken.“ Konnte ich ihm wohl sagen, daß ich nie um diese, mich so wenig ehrende Gunst gebuhlt hatte? So eine Unbesonnenheit fiel mir nicht ein, im Gegentheil schien ich von Entzücken ergriffen, eine Würde zu erhalten, die vielleicht über meine Einkünfte gehen muß, denn, um mir die Gnade in vollem

Umfange zu gewähren, hatte man den gewöhnlichen Gehalt von 12000 Franken weggeschnitten; ich gehörte ja in die Klasse der mit dieser Stelle Begnadigten. Sie sehen, wohin mich diese Reihe von Einladungen gebracht hat. Inzwischen, man hat es gewollt, ich werde denn mich an meine Gebieter anschließen und sie nicht verlassen. Sie hoffe ich mit der Erzählung dessen zu unterhalten, was ich etwa bemerke. Sie wissen ja wohl, kein Held ist es für seinen Kammerdiener, und was sind wir armen Kammerherrn denn anders?

Diese ganze Einleitung noch besser zu würdigen, bemerken wir, daß Napoleon eigentlich auf seine Kammerherrn sehr wenig hielt. Es machte ihm Freude, den alten Adel Frankreichs, (den er übrigens gern an seinen Hof zog, theils um ihn zu beschäftigen, zu beobachten, theils den Glanz des Thrones zu erhöhen) zu demüthigen. Er schuf ihm tausend Verdruß, und sann jeden Tag auf neuen. Einst hatte der Graf von T.— den Dienst des Morgens und wurde zum Kaiser gerufen, der von ihm Holz verlangte. Er wollte stottern: „die Bedienten seyen nicht bei der Hand.“ „Nun, rief Napoleon, ich verlange es nicht von jenen, sondern von Ihnen, sind Sie

nicht auch in meinen Diensten? Die Bedienten tragen einen grünen, Sie einen rothen Rock, dies ist der ganze Unterschied!“

Bei einer andern Gelegenheit bemerkte er gegen zwei achtungswerthe Generale: „Sie klagen, daß ich Ihnen meine Kammerherren vorziehe; daß ich Achtung für die alten, von ihnen repräsentirten Familien habe? Da sind Sie ganz irrig. Ich mache mir nicht mehr aus ihnen, als sie werth sind. Kenne ich sie nicht? Ich wollte ihnen die Bahn der Ehre öffnen, indem ich sie einlud, mir aufs Schlachtfeld zu folgen. Keiner bezeigte Lust dazu; jetzt that ich ihnen die Antichambre auf, und sie stürzten haufenweise herbei.“ *)

Der Prinz Hieronymus Buonaparte trat die heiligsten Banden mit Füßen, entsagte seiner ersten Gemahlin, und ein Thron war der Lohn seines Verbrechens. Kaum waren acht Tage vorbei, als Sr. Majestät Westphalens Krone trug, und er fiel auf den Gedanken, dies Ereigniß zu feiern. Noch war er nicht in seinem Königreich, noch konnte er nicht die Großen des Staates ver-

*) In der That, Ursache genug, Napoleon deshalb zu entschuldigen, wenn er sie verächtlich behandelte.
D. U.

sammeln. So eben auf den Thron gekommen, fehlte ihm die Idee seines hohen Ranges, und übrigens hatte ihn die Etiquette gefesselt, er wollte ungebunden seyn, und gab also sein Fest bei dem Restaurateur Very. Ein Vaudevillendichter, ein junger Offizier, ein anderer Poet, der Ausschweifung mit Lustigkeit, Ruchlosigkeit mit Philosophie für gleichbedeutend hielt, ein Graf, ein ihrer würdiger Schüler und einige Edelleute waren die Gäste. Die Mahlzeit ward ziemlich ruhig eingenommen, als aber der Wein das Gehirn des erhabenen Monarchen eingenommen hatte, veränderte sich die Scene, alles ging bald darunter, darüber, die Orgien waren fertig. Der König glaubte, jetzt sey der Augenblick da, die großen Würden seines Reichs zu vergeben. Der eine nahm die Feder, und das erste Dekret ernennt ihn zum Kanzler; ein zweites schafft den Connetable u. s. f. Der König drückt sein Petschaft von der Uhr in Ermangelung eines Staatssiegels darauf. Inzwischen kann man doch nicht den ganzen Abend in einer solchen ernsten Arbeit hinbringen; Hieronymus beschließt, sich zu erholen, und verfügt sich ins Palais Royal nach No. 113. Die bekannte Dame daselbst weiß nicht, welch erhabenes Haupt auf ihren Eiderdunen ruhen will, da ein strenges Incognito die ganze Gesellschaft

umhüllt. Sie empfängt sie artig, aber so starke Geister können nicht lange ruhig bleiben; man fängt Lärm an, man schlägt die Mädchen, man beschädigt die Meublen, man vergreift sich selbst an der Wirthin. Von allen Seiten schreit und lärmt man. Die Besitzerin ruft die Wache herbei. Ein Polizeibeamter kommt; aber man achtet ihn nicht, verspottet, verlacht ihn, und der Monarch zerschlägt ihm, wie man sagt, gar den Arm mit seinem Stocke. Dadurch kommt nun der Lärm aufs höchste, und man holt bewaffnete Unterstüzzung. Sie kommt. Ein Wort verändert die Lage der Sachen. Die Dame vom Hause klagt nicht mehr; sie behauptet, man mache sich recht lustig bei ihr. Der Offizier führt seine Mannschaft ab, der Polizeibeamte geht traurig fort, sich verbinden zu lassen. Unschätzbares Vorrecht des Thrones! Sie bewahrt den König vor der Schande, eine Nacht auf die Wache zu kommen! — So viel Mühe sich auch die Herren gaben, die Sache geheim zu halten, so verlautete doch bald etwas davon. Der Polizeibeamte, voll Verdruß über seine Verletzung, eilte noch in der Nacht, die Anzeige beim Polizeiminister zu machen. Als dieser sich des Morgens aufs Schloß begab, fand er den König von Westphalen, der eben der Kaiserin Josephine aufwarten wollte. Er hielt ihn auf

der Treppe auf, und nöthigte ihn, ihm einen Augenblick Gehör zu leihn. Fouché war nicht der Mann, den der Glanz eines Thrones blendete; er wußte noch, wie diese Könige in seinem Vorzimmer standen, und beklagte es, daß Monarchen nicht besser ihre Würde in Acht zu nehmen wissen. Das letztere war der Text seiner Unterhaltung; er stellte ihm vor, daß die Krone, mit der er geschmückt sey, ihn nöthige, ein ernsteres Benehmen zu behaupten, daß Paris voller Deutschen sey, daß die Gesandten der fremden Mächte ihr Auge auf ihn richteten, daß er bei solchen Gelegenheiten sich selbst beherrschen lernen müsse; daß endlich, wenn der Auftritt der vorigen Nacht ruchtbar würde, nothwendig die ihm gebührende Achtung gewaltig leiden werde. Nichts desto weniger verbarg er ihm, daß er schon den nämlichen Morgen durch seine Agenten die Diplome habe wegnehmen lassen, womit Se. Majestät die Genossen der vorigen Nacht beehrt hätte. Der König, nicht sehr an solche Vorstellungen gewöhnt, wollte dem Minister seiner Seits Sitten lehren, da ihm diese Rathschläge mehr als grob schienen; weit entfernt, darauf zu achten, sagte er dem Minister Fouché in den beleidigendsten Ausdrücken seine Meinung, warf ihm eine Menge der niederträchtigsten Schimpfwörter an den Hals, und

als er ihn wie den gemeinsten Bedienten behandelt hatte, verläßt er ihn lachend, und eilt zur Kaiserin.

Die Strafe dafür blieb nicht lange aus. Fouché, ganz außer sich, geht zum Kaiser, erzählt ihm die ganze Sache, wie sie ist, und um ihn zu überzeugen, zeigte er ihm die Diplome und den Rapport des Polizeibeamten. Der Zorn des Kaisers kannte bei Ansicht dieser Beweisstücke keine Gränzen. Er befiehlt sogleich einen Kammerherrn, den König, seinen Bruder, zu holen. Er kommt. „Schöne Geschichten! rief der Kaiser; es läßt Euch schön, Flegel, meinen Namen und den Eurigen durch eine solche Handlung herabzuwürdigen. Daß dich! heute weiß es am Ende die ganze Vorstadt St. Germain, daß der Bruder des Kaisers, der König von Westphalen vergißt, was er mir, was er sich selbst, seinem Volke, der Majestät schuldig ist, und benimmt sich wie ein Narr. In einem Saufgelage zu Paris! In einem Bordell! Was denkt Ihr denn! Müßt Ihr nicht fürchten, meinen Zorn auf Euch zu laden? Denkt Ihr, schon so mächtig zu seyn, mir trotzen zu können? Merkt Euch, daß es mich ein Wort kostet, Euch fortzuschicken.“ Die heftigsten Flüche würzten diese Rache. Hieronymus war noch von den Schmeicheleien seiner Höflinge berauscht; er trotzte

auf die Würde, die sein Bruder nicht erkennen wollte; er wagte zu reden, er wollte sich vertheidigen und das große Wort nehmen. Er ging so weit, daß er sagte, die Krone sichere seine Unabhängigkeit. Kaum war aber dies gesagt, als der Kaiser, dessen Zorn ohne Gränzen war, nach einem Stocke sprang, und seinem erhabenen Bruder damit den Bescheid gab. Von diesem Angriffe überrascht, verlor er den geborgten Muth, suchte sein Heil in der Flucht, und lief von Saal zu Saal bis in das Marschallzimmer, wo der Kaiser, ihn immer verfolgend, endlich inne hielt. Die Wache griff zum Gewehr, als sie den König sah: sie erschrak über sein Laufen, aber Napoleon mit dem Stocke und sein grimmiger Blick lehrte ihr bald das Geheimniß *).

Der Geiz von Napoleons Mutter war bekannt genug. Man hat davon mehrere anziehende Anekdoten. Sie soll unter andern sogar gesagt haben: „Ich muß ja wohl sparen, habe

*) Die ganze Erzählung zeigt Fouchés Festigkeit, Ansehen, und ist sie wahr, so ist sie ein merkwürdiger Pendant zu mancher Handlung Peter des Großen, Friedrich Wilhelm I. Nach Napoleons Charakter, in der Art, wie er sich von Luzian und Louis von Holland trennte, zu urtheilen, ist sie sehr wahrscheinlich.

D. Ueb.

ich nicht früher oder später sieben bis acht Souverains auf dem Halse liegen? Bekannte, hierher gehörige Anekdoten wollen wir nicht wiederholen, wir wollen nicht von ihr sprechen, wie sie beim Holze, das in ihrem Pallaste brennen soll, zusieht und schreit, daß man nicht zu wenig messen soll; nicht an die Zeit erinnern, wo Luzians Tochter zu ihr kam und von ihr eingeladen wurde, sich zeitig niederzulegen, um Feuer und Licht zu sparen. Wer kennt nicht das folgende Historchen? Als diese junge Dame, mit Gefühlen einer Frömmigkeit aufgewachsen, die den übrigen Gliedern ihrer Familie fremd sind, ihrer Pflicht Genüge thun und gern beichten wollte, konnte sie es von ihrer Großmutter nie erlangen, daß sie die Ausgabe für einen Beichtstuhl gemacht hätte. Sie schlug nur immer das Schilderhäuschen ihrer Schildwache vor und ließ endlich die nothwendigen Meubles vom Pfarrer aus der St. Thomaskirche entlehnen.

Hier jedoch zwei andere Züge, die das Gemälde von ihr vollenden können.

Madame von *—*, eine ihrer Gesellschaftsfrauen, besaß nur ein mäßiges Vermögen, das bei dem von Madame Mutter zugestandenen Gehalte nur wenig vergrößert wurde. Sie schickte sich jedoch in ihre Lage; vermied einen fürstlichen

Aufwand, ihre Kleidung stand mit ihren Mitteln bescheiden im Verhältniß, sie hatte nicht einmal einen Cachemirshawl, was denn doch wohl genug gesagt ist. Madame Mutter bemerkt es und sagt es ihr. Sie entschuldigt sich mit ihrem geringen Vermögen, mit ihrem sonstigen nöthigen Aufwand, daß sie nicht 1200 Franken zum wenigsten dafür opfern kann. Ihre Hoheit erwiedert nichts. Aber einige Tage darauf wird die Dame, als sie in den Saal tritt, von ihr gerufen. Die Kaiserin Mutter erhebt sich und langt unter ihrem Sophakissen einen herrlichen Shawl hervor, den sie ihr hinreicht. Außer sich vor Freuden über das schöne Geschenk ergießt sie sich in Danksagungen, eilt nach Hause, um ihn mit aller Bequemlichkeit bewundern zu können, schmückt sich damit und ärndtet tausend Lobsprüche. Eine Woche darauf kommt der Diener des Herrn Lenormand *) und bringt die Rechnung für den Shawl, den Madame Mutter des Kaisers im Namen der Madame *** behandelt, aber nicht bezahlt, und die Sorge dafür ihr überlassen hätte. Die Bestürzung der letztern war ohne Gränzen; sie gab indessen den Shawl wieder zurück, und verlangte

---

*) Ein berühmter Modehändler in Paris.
D. Ueb.

ihren Abschied von der Madame Mutter, die sich nicht genug darüber wundern konnte, daß man sich über einen so herrlichen Handel beklagte, den sie geschlossen hatte.

Der zweite Zug ist der. Eine untergeordnete Dienerin in ihrem Hause starb als Kostgängerin darin. Vier und zwanzig Stunden darauf empfing der Mann die Rechnung für Krankheit und Begräbniß. Unwillig über ein solches Benehmen, verweigert er die Bezahlung; Ihro Hoheit lassen ihn vor Gericht zitiren, und nennten ihn obendrein einen bösen Mann.

Der Kaiser Napoleon, der mit dem König von Spanien Ferdinand in Verlegenheit war, weil dieser durch seine unerschütterliche Beharrlichkeit, seine sich gleichbleibende Festigkeit, alle hinterlistige Schliche der Politik vernichtete, suchte ihn, um ihn nachgiebiger zu machen, in seiner Familie zu verheirathen. Die Töchter Josephs standen ihm nicht an; man mußte also zu der von Luzian seine Zuflucht nehmen. Die Befehle in dieser Hinsicht wurden nach Rom ausgefertigt. Luzian weigert sich, sich von seiner geliebten Tochter zu trennen; die Gewalt tritt ins Spiel; sie kommt in Paris an, und entzückt alle, welche ihre Bescheidenheit, ihre edeln Eigenschaften, ihre vol-

lendete Erziehung kennen lernten; sie war ein Edelstein mitten in dem Unwerthe dieser Familie. Der Prinz von *— nahm die Vermittelung dieser Heirath auf sich; unübersteigliche Hindernisse erhoben sich von der einen, wie von der andern Seite. Der König von Spanien war in seiner Weigerung unerschütterlich, und die Prinzessin antwortete standhaft, daß sie nie ohne Einwilligung ihres Vaters heirathen würde. Man versuchte vergeblich, sie durch Unterhändlerinnen auf andere Gesinnungen bringen zu lassen. Ihre Mühe war umsonst; ihre Verführungskünste wirkten nicht auf diesen Geist. Man behauptet sogar, daß ihr Onkel Gewalt brauchen wollte, aber hier einen Widerstand fand, an den er nicht gewöhnt war. Die Nichte kam daher zu ihrem Vater zurück, ohne zur Ehre der kaiserlichen Hoheit gelangt zu seyn *).

Der Kardinal Maury versuchte alles, Erzbischof von Paris zu werden. Ob ihn schon der

*) Die Anekdote ist neu, aber unwahrscheinlich. Ferdinand hielt 1808, um sich auf den, dem Vater geraubten Throne zu erhalten, um eine kaiserliche Prinzessin an, und scheiterte in diesem Versuche, weil Napoleon Spanien selbst haben wollte. Wenn sollte nun diese Begebenheit vorgefallen seyn, und warum gedenket ihrer kein anderer Schriftsteller? D. Ueb.

Pabst nicht anerkannte, so wagte er es doch, dessen Funktionen zu verrichten. Nur fand er einen hartnäckigen Widerstand an dem Clerus. Der Abt Astros, ein Verwandter des Ministers vom Kultus, Portalis, während des erledigten Stuhls zum Großmeister des Kapitels ernannt, zeichnete sich bei den Unternehmungen des Pseudoerzb.schoffs am meisten aus. Vergebens ließ ihm der Kaiser, erzürnt, an ihm eine ihm ungewohnte Festigkeit zu finden, rathen, seinen Eifer zu mäßigen. Der Abt Astros, ein würdiger Nachfolger der Apostel (? — ! d. Ueb.), achtete auf solche Drohungen nicht, und fuhr in seinem Beginnen fort. Man hatte ihm den Sturm vorausgesagt, und es dauerte nicht lange, so tobte er daher. Am Dreikönigstage 1811 ging er, an der Spitze des Kapitels von Notredame, in die Tuilerien, dem Kaiser zum neuen Jahr Glück zu wünschen. So wie ihn Napoleon erblickte, wendete er sich an ihn, und mit einer rauhen, vor Zorn zitternden Stimme fuhr er ihn heftig an. „Sie sind es also, rief er, der in meinen Staaten durch seinen strafbaren Widerstand das Feuer des Aufruhrs anzünden will? Ich will weder Widerstand, noch Fanatismus, noch Märtyrer, verstehen Sie mich? Ich bin ein Christ, aber von Bossuets, von Fe-

nelons Art, nicht nach der schändlichen Religion des Gregorius VII *). Ich werde das Recht meiner Krone gegen Eure Eingriffe schützen. Erinnert Euch, Ihr und Eures Gleichen, daß man mich nicht überrascht, daß ich meinen Degen immer an meiner Seite trage!" Bei diesen Worten schlug er mit der Hand daran. Es war der einzige Hall, der das allgemeine Schweigen, oder besser, die überall herrschende Betäubung unterbrach. Der Abt, unerschrocken, wollte antworten, ein gebieterisches Zeichen befahl ihm, sich zu entfernen. Er ging, aber, kaum zu Hause, ward er arretirt.

Buonaparte hatte die lächerliche Einbildung, sich auf alles zu verstehen. Es war ihm dies mit mehrern berühmten Männern gemein, unter andern mit dem Tyrannen Dionysius und dem Kardinal Richelieu, die um jeden Preis Dichter seyn wollten **). Was ihn anbelangte, so meinte er,

---

*) Eine Anspielung auf das Recht der Investitur. Unrecht hatte übrigens Napoleon hier gar nicht, und die Anekdote zeigt ihn hier von der Seite, die er gegen die Geistlichkeit der Niederlande 1804 zeigte.

Der Ueb.

**) Man könnte hier mehrere berühmte Männer nennen. D. U.

dem besten Tonkünstler Unterricht geben zu können. Eines Tages sagte er einem solchen, daß seine Musik zu viel Begleitung habe, und der Einheit, die jede Melodie haben müsse, im Wege stehe; er warf ihm, mit einem Worte, vor, daß er nicht einförmig genug sey. Der Künstler, der sich ohne Zweifel besser auf seine Kunst, als die Hofmanieren verstand, antwortete ganz trokken: „Sie erlauben mir, Sire, Ihrem Rathe nicht zu folgen. Ich würde es mir auch nie zu Gute halten, Ihrer Majestät die Idee eines Schlachtplans anzugeben.“

„Man tödtet sich aus Liebe, sagte Buonaparte, das ist eine Narrheit; man tödtet sich, wenn man sein Vermögen eingebüßt hat, das ist Feigheit; man tödtet sich, um nicht entehrt leben zu wollen, das ist Schwäche; aber den Verlust eines Kaiserreichs unter den Verwünschungen seiner Zeitgenossen zu überleben, das ist der wahre Muth!“ Es ist mehrere Jahre her, daß er dies in Gegenwart vieler Personen, namentlich im Beiseyn des Herrn von Montalivet und des Marschall Ney sagte. Die Gelegenheit dazu gab eine Unterhaltung über den Selbstmord mehrerer großen Griechen und Römer. Er erinnerte sich daran,

und wiederholte es in Fontainebleau im Augenblick seiner Abdankung *).

Jeden Morgen um 6 Uhr brachte man dem Kaiser die verschiedenen Polizeiberichte, besonders die, welche die scandalöse Chronik der Stadt Paris betrafen. Nichts war in derselben übersehen. Sie wurden während der Nacht gefertigt. Die Namen der Personen, ihr Rang, ihre Beschäftigung, ihre Wohnung waren darin genau beschrieben. Jede Geschichte war mit allen Nebenumständen, von welcher Art sie seyn mochten, geschildert. Der Kaiser nahm die Papiere schnell zur Hand; fand er, daß Personen aus seiner Umgebung darin vorkamen, so notirte er sie sich sorgfältig, und ermangelte nie, die Freunde derselben davon zu unterhalten. Wie oft sah man ihn nicht den Männern sagen, daß ihre Weiber ihnen nicht getreu seyen. In solchen Dingen verschwieg er nichts. Es machte ihm eben so viel Freude,

*) Und in so fern hätte der Rezensent in der Jen. Litrzt. No. 91. vom Jahre 1814 doch wohl recht, als er sagte: die Nachwelt wird seine Persönlichkeit am meisten darum bewundern, daß er den größten Thron verlieren konnte, ohne das Leben werthlos zu finden. Feigheit brachte ihn wohl nicht nach Elba und Helena. Man denke an Dresden, Leipzig, Brienne und Waterloo; tausend Kugeln saußten hier um ihn. D. U.

eine Heirath zu stören, als ganz Europa in Harnisch zu bringen. Selbst seine eigene Familie schonte er dabei nicht, und der Bruder machte sich auf Kosten seiner Schwester lustig. Königinnen, Prinzessinnen, die Mutter, nichts entging seiner verläumderischen Zunge, und ihre kaiserlichen Hoheiten konnten keine Nacht in geheimen Vergnügungen zubringen, ohne überzeugt zu seyn, daß den Tag darauf der Kaiser der Franzosen, der Schützer des Rheinbundes, allen seinen Vertrauten mittheilte, mit welchem Schauspieler, welchem Großbeamten, oder gar mit welchem Heiducken sie die Pflichten ihrer Würde vergessen hätten.

Der Kaiser, außer sich vor Verzweiflung, keinen direkten und gesetzmäßigen Erben seiner weitläuftigen Staaten zu haben, hatte schon lange den Entschluß gefaßt, sich von der Kaiserin Josephine scheiden zu lassen, und eine neue Verbindung einzugehn. Er wollte indessen doch nicht allein über einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit entscheiden, und versammelte also einen geheimen Staatsrath, zu welchem der Erzkanzler, der Prinz von Benevent, der Viceconnetable Berthier, der Herzög von Otranto und der Herzog von Bassano gerufen wurden. Der Kaiser legte

ihnen die Sache auseinander; er ließ sie die Nothwendigkeit fühlen, die neue Gestalt der Dinge auf seine Kinder zu stützen. Er verhehlte es ihnen nicht, daß er ohne Hoffnung sey, seine Brüder könnten je die Krone Frankreichs tragen, ohne ihr zu unterliegen; daß bei seinem Tode bürgerliche Kriege entstehen würden, möchte es nun in Folge des Ehrgeizes der Großen, oder der Vorliebe seyn, die ein Theil der Franzosen für die Nachkommen Heinrichs IV. habe. Bei diesen Umständen verpflichtete er sie, genau die Lage der Dinge zu beherzigen, und ihr Gutachten darüber mitzutheilen.

Der Erzkanzler nahm zuerst das Wort. Er wagte es, dem Kaiser offen zu sagen, daß er bei dieser Scheidung große Schwierigkeiten, wie bei einer neuen Verbindung voraussehe. Die hauptsächlichsten, sagte er, werden aus den Hindernissen erwachsen, welche Ihnen die fremden Mächte, Ihre Feinde, und England besonders, in den Weg legen werden. Wo wollen Sie eine Gemahlin hernehmen? Die Politik verbietet Ihnen, in eine protestantische Familie zu heirathen, denn mit welchem Auge würde die größere Zahl der Franzosen eine Fürstin von einer andern Religion auf dem Throne sehen, dessen frühere Inhaber sich mit dem Titel des ältesten Sohnes der Kirche

geehrt fühlten? Uebrigens ist fast keine für Sie passend, als die Schwester des russischen Kaisers, und würden Sie diese erhalten? Das Haus der Bourbons, das in Sicilien herrscht, wäre das, das für Sie am passendsten wäre, aber Sie haben es entthront; es hat sich den Engländern in die Arme geworfen, die in Sicilien herrschen, und eher die Töchter des Königs verschwinden lassen, als zugeben würden, daß eine davon Ihre Gemahlin würde. Eine gleiche Schwierigkeit findet sich, wenn wir unser Auge auf das Haus von Braganza werfen; verjagt aus Europa, läßt es Sie nichts mehr hoffen, und die Engländer legen Ihnen hier einen nicht zu entfernenden Schlagbaum vor. Wollen Sie die Tochter eines kleinen Deutschen Fürsten heirathen? Ja, ist denn eine solche Verbindung Ihrer würdig? Würden Sie übrigens auch dabei die Vortheile finden, die Sie mit Recht davon erwarten? Ich sehe also für Sie nur eine Prinzessin in Europa, und diese würden Sie nur nach einem blutigen Kriege erhalten, wovon ich den Ausgang nicht voraus zu sagen wage; nicht, weil ich am Siege zweifle, sondern weil er gerade in den Zeitpunkt fällt, wo Ihre alten Kerntruppen in Spanien kämpfen. Wollen Sie diese Halbinsel aufgeben, deren Be-

hauptung Ihnen jetzt so wichtig ist? Müssen Sie nicht fürchten, daß der Beweggrund zu diesem Kriege bekannt wird, und andere Mächte aus ihrem Schlummer weckt, daß neue Anstrengungen das schönste Reich, das aber doch nicht unerschöpflich ist, erschöpfen? Wenn Sie diese Betrachtungen aufmerksam beherzigen, so werden sie Sie abhalten, einen Schritt zu thun, mit dem Hause Oesterreich eine Verbindung einzugehen. Uebrigens, wie könnten Sie den Forderungen Genüge leisten, die dieses an Sie machen würde. Sire, eine neue Dynastie muß neue Mittel ergreifen. Lassen Sie andern Fürsten den Stolz des Blutes. Beschäftigen Sie sich nur mit Ihren Interessen, mit denen Ihres Volkes. Glauben Sie, daß, wenn Sie sich mit einer Tochter des österreichischen Kaisers oder einer Schwester des Russischen vermählen, dadurch der Friede von Europa, der Beistand Ihres Schwiegervaters gesichert ist? Da täuschen Sie sich. Monarchen sind keine Verwandten. Sind sie nicht alle durch die Heirathen, die sie geschlossen haben, aus einer Familie? Sind aber darum die Kriege zwischen ihnen seltener? Sah man nicht in Frankreich Ludwig XIV. bereit, sich gegen seinen Enkel zu erklären, den er auf den spanischen Thron ge-

setzt hatte *)? Ihre Alliirten würden Sie nicht länger unterstützen, als es ihnen vortheilhaft dünkte, und Ihr erster Unfall würde sie bald zu den Reihen Ihrer Feinde gesellen. Mich dünkt, hier giebt es für Ihre Majestäten nur zwei Auswege. Entweder entsagen Sie jeder Heirath, und adoptiren feierlich die Kinder Ihres Bruders Ludwig. Sie vereinigen das Blut Buonapartes mit dem Ihrer erhabenen, Ihrer so theuren Gemahlin; in ihnen finden Sie Erben, welche Ihnen nicht fremd sind, und Ihre Empfindung leidet dabei so wenig auf irgend eine Art, wie die der Ihrigen. Oder aber wollen Sie durchaus durch sich selbst fortleben, nun so wählen Sie eine Gemahlin, nicht in stolzen Fürstenhäusern, sondern in Ihrer eigenen Familie. Die älteste Tochter Ihres Bruders Luzian scheint mir für Sie die passendste Parthie. Sie ist jung, sie ist schön; Sie werden sie ohne Mühe heimführen, und in ihr auch Ihrem Hofe keine Prinzessin zeigen, die diesen verachtet, deren abschreckender Stolz Ihnen vielleicht die Herzen Ihrer treuen Unterthanen entfremden könnte.

Der Kaiser hörte den Vortrag aufmerksam mit dem tiefsten Stillschweigen an. Er beherrschte

---

*) Gänzlich falsch. D. Ueb.

sich indessen so wohl, daß keiner der Anwesenden bemerken konnte, welchen Eindruck er auf ihn machte. Er dankte dem Erzkanzler durch ein stummes Nicken, und befahl dem Prinzen von Benevent, seine Meinung zu sagen.

Sire, sagte er, bevor ich meine Gedanken auseinander setze, muß ich dem Prinzen Cambaceres wegen der Art meinen Dank abstatten, mit welcher er die seinigen zu entwickeln wußte. Seine Darstellung kann einen anfangs wohl verführen; weil es hier indessen auf Wahrheit ankommt, so will ich sogleich damit anfangen, daß meine Meinung von der seinigen ganz verschieden ist. Er sieht in ganz Europa keine einzige Prinzessin, die für Sie schicklich wäre; ich finde deren drei, die gleich sehr geeignet sind, Ihr Glück, Ihre Wohlfahrt zu fördern. Die erste ist Amalie von Sachsen. Diese Verbindung glänzt ohne Zweifel am wenigsten, aber sie zeigt auch die wenigsten Schwierigkeiten. Der König von Sachsen ist ohne männliche Nachkommen; der Prinz Anton, sein Bruder, hat gleiches Geschick. Die Krone kommt also einst auf den Vater der Prinzessin Amalia. Es wird Ihnen leicht seyn, sie auf Kosten der benachbarten Staaten zu vergrößern, und auf diese Art ihren Schwiegervater in den Stand setzen, Sie mit einigem Nachdruck zu unterstützen, wenn die Ge-

walt der Umstände Sie zu einem neuen Kriege auf dem festen Lande zwingen sollte. Die Gemahlin, auf welche Sie da ihre Augen werfen, vereinigt mit der höchsten Geburt alle Eigenschaften, die die Zierde Ihres Geschlechts machen. Ihre Familie würde von der Ehre geblendet seyn, die Sie ihr anthäten, und das Interesse fesselte sie dann an Ihr Geschick mit unauflöslichen Banden. Wenn Sie es ausschlagen, diese Verbindung einzugehen, so suchen Sie sich eine Gemahlin im russischen Reiche. Stoßen Sie sich nicht an die Verschiedenheit der Religion. Sie machte ja kein Hinderniß, als Heinrich I. von Frankreich, und der Vorgänger Ludwigs des Heiligen Anna von Rußland heirathete. Entweder haben Sie in den Augen Ihrer Unterthanen den Ruhm, Ihre Gemahlin zu bekehren, oder Sie geben, wenn Sie ihr Ihren Cultus lassen, das schönste Beispiel der Toleranz. Uebrigens reicht es hin, wenn Ihre Kinder nach den Gesetzen der Religion erzogen werden, die Sie bekennen. Wenn auch diese Verbindung nicht völligen sichern Frieden mit Rußland gewährt, so hält es doch diese Macht ab, sich offen gegen Sie zu erklären. Ihr Eingehen in Ihre Ideen, selbst wenn es im Grunde nicht redlich gemeint ist, macht wenigstens auf die Feinde Ihrer Macht einen Eindruck. Lassen Sie dem

Kaiser Alexander anbieten, daß Sie sich seinen, schon von der großen Katharina gefaßten Anschlägen auf die Türkei nicht entgegen setzen, und ich wage es, für den Erfolg zu stehen. Die Russen bewundern Frankreich, sie wünschen mit uns in einer Verbindung zu bleiben, die für ihren Luxus, ihre Gewohnheiten unentbehrlich ist. Von Kindheit an sind ihre Großen mit nichts als Paris beschäftigt; sie brennen vor Begier, die Freuden zu genießen, die ihnen diese Stadt bietet, und sehen sich ungern derselben beraubt. Es wird keine Mühe kosten, unter ihnen Freunde zu finden. Wir werden uns dem Kaiser nähern, er wird sein wahres Interesse kennen lernen, und seine Schwester wird ihm ein kleines Opfer dünken, wenn Sie einwilligen, daß er so große Gegenden mit seinem Reiche vereinigen kann. Die dritte Parthie, die ich Ihnen vorschlage, ist, sich mit einer Erzherzogin von Oesterreich zu verbinden. Ich glaube, daß der Prinz Erzkanzler die Schwierigkeiten, die dabei statt finden können, übertrieben hat. Schon dreimal drohten Sie, die österreichische Monarchie über den Haufen zu stürzen. Wien sah Ihre Fahnen; Volk und Große haben die schreckliche Erinnerung daran. Glauben Sie, bevor diese den Kaiser zu einem neuen Kriege reizen, werden Sie alle ihre Kräfte auf-

bieten, ihn davon abzuhalten; die Selbsterhaltung überwiegt jede Betrachtung, und glauben Sie nicht, daß sie nicht auch unmittelbar ins österreichische Kabinet dringe? Oesterreich ist gewöhnt, in den Prinzessinnen seines Blutes nichts, als das Mittel zu sehn, seinen Verlust gut zu machen, oder seine Besitzungen zu vergrößern *). Bieten Sie ihm einen Zuwachs von Land, und ich stehe dafür, daß es in Ihre Pläne einstimmt. Es will die Illyrischen Provinzen wieder haben; geben Sie seinen Wünschen nach, aber fordern Sie diese Vergeltung dafür; sie ist Ihnen gewiß. Was Ihre Nichte anbelangt, so kann ich diese Verbindung nicht billigen. Ich denke, man kann der Majestät des Thrones nicht Glanz genug verleihen, und keine Gemahlin sey für Sie schicklich, als deren Glanz dem Ihrigen entspricht. Die Tochter der Cäsaren scheint mir die einzige, des ersten Europäischen Souverains würdige.

Dieser Meinung trat auch der Prinz Berthier und der Herzog von Bassano bei. Der Herzog von Otranto widersprach ihm allein, ohne sich nichts desto weniger dem Erzkanzler zu nähern. Er trieb die Vorstellungen so weit, daß der Kaiser, sey es, um ihn zu verhöhnen, oder weil er

---

*) Tu, Felix Austria, nube! D. U.

böser Laune war, endlich ausbrach: „Ihr fürchtet Euch nur davor, daß Euch eine österreichische Prinzessin den Tod ihrer Tante vorwerfe.“

Indessen kam man dahin überein, daß nun beim Wiener Hof ernstliche Schritte geschehen sollten, wie der Prinz von Benevent mit seinem tiefeindringenden Blick fürs Beste hielt.

Der Kaiser von Oesterreich und sein Kabinet nahm die erste Eröffnung dieser Verbindung mit Unwillen auf. Man schlug sie ab und rüstete sich zum Kriege, überzeugt, daß Napoleon eine solche Beleidigung nicht ungeahnt lassen würde. Indessen ließ man den Kaiser Alexander zu gleicher Zeit über diese Angelegenheit sondiren. Die Antwort war mit der des Wiener Hofes gleich; allein die Täuschung darüber dauerte länger, weil der Gesandte in Petersburg damit zurückhielt, und jeden Tag neue Unwahrheiten erfand, entweder, um seinem Gebieter zu schmeicheln, oder weil er selbst getäuscht war.

Der Kaiser verzieh es weder dem einen, noch dem andern Hofe. Er nahm sich vor, nach Zeit und Umständen fürchterliche Rache dafür zu nehmen. Er bewaffnete sich gegen Oesterreich, und der Feldzug von 1809 nahm seinen Anfang; der Ausgang ist bekannt. Der Kaiser Franz zur Unzeit erschrocken, glaubte sein Reich unwiederbring-

lich verloren. Er bat um Frieden, und um ihn zu erhalten, opferte er seine Tochter. Der Schmerz der kaiserlichen Familie kannte keine Gränzen; die Prinzessin theilte ihn indessen nicht. Der Gedanke an den Thron, den sie besteigen sollte, der kriegerische Ruhm ihres künftigen Gemahls vernichtete jede Erinnerung an die Niedrigkeit seiner Herkunft. Sie verließ Wien ohne großes Bedauern, und kam mit dem Kaiser in Compiegne zusammen. Ein Umstand, den man hätte voraussehen können, hätte beinahe alles verdorben. Napoleon hatte Josephinen, nach den Vorschriften der Kirche, nicht eher, als den Abend vor seiner Krönung geehlicht, weil es der Pabst mit so vielem Ernst verlangt hatte, daß er sich nicht getraute, zu widersprechen. Diese Verbindung war also unauflöslich. Alle Formen waren beobachtet worden, und doch mußten sie zerstört werden. Ein Ungeheuer, daß dem Kaiser zu mehr als einem Verbrechen verleitet hat, rieth ihm zum Tode Josephinens. Napoleon verabscheute einen solchen Vorschlag. Es war ihm leichter, falsche Zeugen zu finden, unter denen man mit Erstaunen den Prinzen von V— sah. Kurz, die Prinzessin machte sich auf die Reise, und wurde mit allem ihrem Range schuldigen Glanze empfangen. Von Compiegne, wo sie ausruhte, begab sie sich

nach St. Cloud, und hier wurde die bürgerliche Heirath durch den Erzkanzler vollzogen. Die lächerlichen Ansprüche der Familie Napoleons boten bei dieser Gelegenheit ein weites Feld zum Lachen. Die Königinnen Hortensia, Carolina, weigerten sich, die Schleppe der neuen Kaiserin zu tragen, als sie den Tag darauf in die im Louvre eingerichtete Kapelle zur Vermählungsceremonie ging. Die Königin von Neapel wagte darüber zu sprechen, aber sie kam schön an. Der Zorn des Kaisers brach los. Er ergoß sich in beleidigende Schimpfreden, behandelte seine Schwestern ganz gemein, fragte, woher ihnen denn der Stolz käme, und ob denn gemeine Marseiller Mädchen dazu da wären, mit einer österreichischen Prinzessin um den Vorrang zu streiten? Endlich schloß er mit der Drohung, sie öffentlich durchzuhauen, wenn sie sich eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen ließen. Am Morgen kamen die erhabenen Prinzessinnen bei guter Zeit, noch ganz von diesem Auftritte des vorigen Abends verblüfft, in dem Saale zusammen, woraus der Zug begann, und spotteten unter sich über ihre Schwägerin. Endlich mengten sie selbst den Kaiser in ihr Gespräch. Er hörte es an der Thür, für diesmal hielt er sich nicht bloß an seine Worte; er trat ein, und vertheilte Fußtritte, Ohr-

feigen, Schläge, kurz er verwirklichte jede Drohung. Ihre Hoheiten waren daran gewöhnt, von Ihrem erhabenen Bruder gelegentlich so behandelt zu werden, aber diesmal vereinte sich der Schmerz mit der Eifersucht; die eine fiel daher in Ohnmacht, die andere, namentlich Elise, erwiederte die Schläge, die sie erhalten hatte. Der schändliche Auftritt war Ursache, daß die Reise nach Paris über eine Stunde verzögert wurde.

Uebrigens hatte ein schrecklicher Sturm in der Nacht vom 15. zum 16. Decembr., und den ganzen Tag des 16., wo Josephinens Scheidung vor sich ging, Paris mit Furcht und Schrecken erfüllt. Man nahm ihn als ein übles Vorzeichen der Verbindung an, die auf diese schändliche Trennung folgen sollte *).

Als der Augenblick der Entbindung der Kaiserin sich näherte, und ihr Gemahl, unruhig über das Geschlecht des Kindes, das sie gebären wür-

*) Diese ganze Erzählung ist in sich selbst so lose zusammenhängend, und so voll historischer Widersprüche, daß sie keinen Glauben verdient. Um diese Widersprüche jedoch darzuthun, bedürfte es eines eigenen Aufsatzes. Nur so viel: die Illyrischen Provinzen wurden erst 1809 von Oesterreich abgerissen, und der Sächs. Genealogie ist der Herr Kammerherr ganz unkundig.

D. Ueb.

de, nichts fürchtete, als zu hören, der Himmel habe ihm eine Tochter gegeben, so konnte man die Furcht in seinem Gesichte lesen. Man sah ihn oft mit dem Herzoge von Bassano reden. Ich hörte ihn selbst eines Tages sagen: „Ich muß einen haben, es mag kosten, was es will.“ Ohne Zweifel meinte er den erwarteten Prinzen. Ich will hier das mittheilen, was mir der Graf von — den Abend vor der Niederkunft eröffnete.

„Diesen Morgen, sagte er, ließ mich Napoleon in sein Kabinet rufen; er saß vor seinem Arbeitstische. Als ich eintrat, rief er mir gleich entgegen: Herr Graf, gehen Sie aus dem Schlosse, längs dem Garten gerade aus, Sie werden auf dem Konkordienplatze einen Wagen finden, der Sie nach M. bringt. Sie gehen in die Stadt; auf dem Markte werden Sie einen Menschen mit meiner Livree bekleidet finden; fragen Sie ihn, ob er sich nicht damit beschweren wollte, dem Kaiser eine Bittschrift zu übergeben. Er wird Ihnen antworten, daß das Meer groß ist, und viele Fische enthält. Dann antworten Sie ihm, zwei und sechs macht acht. Nehmen Sie die Worte lieber auf Papier mit, um sie nicht zu vergessen. Wenn Sie sicher sind, den rechten Mann gefunden zu haben, so geben Sie ihm diesen Brief, und kommen Sie in einem Miethwagen nach Pa-

ris zurück. Wenn Sie mich sehen, was aber nicht eher, als zu der Zeit seyn darf, wo Sie der Dienst ins Schloß ruft, so reden Sie mich, wenn alles so ging, wie ich sagte, mit den Worten an: Sire, erlauben Sie mir, Ihnen eine Bittschrift für eine arme Frau zu übergeben. Dies ist genug. Ich weiß dann schon, was Sie mir sagen wollen.“ Mit diesen Instruktionen, die mir genug zu denken gaben, verfolgte ich meinen Auftrag Schritt vor Schritt, nur das Einzige that ich noch, daß ich meinem Kammerdiener, der mir aufs Schloß folgte, Befehl gab, nach Hause zu eilen, sogleich einen Lohnkutscher zu nehmen, und nach M. zu reisen. Durch doppelte Trinkgelder brachte er es dahin, mir Schritt vor Schritt zu folgen, und im nämlichen Augenblick zu M. einzutreffen, wo ich ankam. Ich hatte einen Reisegesellschafter, der mir unbekannt war, und die ganze Zeit über auf dem Kutschersitze blieb. Mein Auftrag war ausgerichtet, und ich kam nach Paris zurück. Als ich eben die Barrieren im Rücken hatte, sah ich den Wagen hinter mir drein kommen, der mich nach M. gebracht hatte. Die Vorhänge waren fest zusammen gezogen. Als ich im Schlosse war, fand ich den nämlichen Wagen, von einem elenden Pferd gezogen und von einem Knaben geleitet.

Die Neugier trieb mich zu fragen, ob der Wagen zu verkaufen sey. Nein, antwortete der Junge: die Federn sind gesprungen, und ich habe Befehl, ihn zu zerhauen. Mich überraschte dies um so mehr, da mich ein Blick auf die Schwungriemen lehrte, daß sie mit Gewalt abgerissen waren.“ Den Tag darauf empfand die Kaiserin die ersten Wehen. Sie ward mit Hülfe der Instrumente entbunden, und man versicherte, sie habe ein todtes Kind geboren. Indessen hatten wir doch die officielle *) Kunde vom König von Rom.

So genau auch die Umstände von der Ermordung des Herzogs von Enghien erzählt und bekannt sind, so können wir doch nicht umhin, die ganze Begebenheit noch einmal zu wiederholen **).

Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, ward den 2. Aug. 1772 zu Chentilly geboren, und mit ihm, dem Sohne Ludwigs von Bourbon, und Theresens von Orleans, mit ihm, dem interessantesten und berühmtesten

---

*) und gewiß auch wahre! Jedoch für den Nothfall mochte wohl von Napoleon gesorgt seyn, seinen Plan durchzusetzen. D. Ueb.

**) Und wir nehmen sie auf, weil sie wenigstens in vielen Nebenumständen ganz anders, wie gewöhnlich, erzählt ist. D. Ueb.

Opfer von Napoleon, verlöschte die Seitenlinie des großen Condé. Bei jeder Gelegenheit zeigte er sich als einen würdigen Nachkommen dieses Helden. Mit den angenehmsten körperlichen Eigenheiten vereinte er den lebhaftesten Geschmack für körperliche Uebungen, und Vorzüge des Geistes, des Herzens, wie sie nur Geburt und treffliche Erziehung geben können. 1788 wurde er Ritter des Heil. Geistordens und nahm einige Tage darauf im Parlement eine Stelle ein, wo der Vortrag, den er machte, alle Stimmen für sich hatte. Der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, war mit ihm. Dies gab dem Präsidenten die Bemerkung an die Hand, daß die Kammer der Pairs zum ersten Male Großvater, Vater und Enkel in ihrer Mitte sähe. Im nämlichen Jahre begleitete er den Prinzen von Condé nach Dünkirchen. 1789 den 16. April verließ er Paris, ohne anders als mit Gendarmen dahin zurückzukehren, die ihn dem Todesurtheil überliefern sollten. Er irrte in mehrern Staaten umher, bis er 1792 mit seinem Vater nach Flandern kam, unter dessen Oberbefehl er den Feldzug dieses Jahres mitmachte. Inzwischen, das vom Herzog von Condé kommandirte Korps ward aufgelöst, er eilte also zu dem des Prinzen von Condé, das damals im Breisgau war, und verließ dasselbe, eben nicht

sehr durch Menschenzahl, wohl aber durch Muth und Talente ausgezeichnet, nicht eher als 1801, wo es verabschiedet wurde *). Die Wunder der Tapferkeit, die er 1793 that, wird man nie vergessen. Den 12. Sept. ließ der Prinz sein Korps den Inn passiren, und zeigte den 13. Octbr. bei der Einnahme der Weissenburger Linien gar viele militärische Einsichten. Noch vielmehr erkannte man jedoch den Sprößling des alten Condé in einem Gefechte am 2. Decbr. Kaum 21 Jahre alt, waren die Bewegungen, die er angab, so am rechten Orte, und sie wurden so gut ausgeführt, daß sie die Bewunderung aller alten Kapitaine auf sich zogen, welche bei dieser Gelegenheit zugegen waren. Der Prinz von Condé that Wunder der Tapferkeit an der Spitze des Fußvolks, der Herzog von Enghien und der Herzog von Bourbon, sein Vater, befehligten die Kavallerie. Der eine, wie der andere, ward verwundet. Der Herzog von Enghien ward am Ende des Feldzugs krank, weil er während desselben Strapazen ertrug, die über seine Kräfte gingen. Er ward zum Ludwigsritter 1794 ernannt; in diese Zeit fällt auch seine Leidenschaft für die Prinzessin

*) Was man da für Dinge erfährt!

D. U.

Charlotte von Rohann Rochefort, die ihn hernach in Ettenheim fesselte. Gab es zwischen ihnen eine geheime Verbindung, so kam sie doch wenigstens nicht ins Publikum. Ohne Zweifel versprach der Prinz späterhin seine Verbindung kund zu thun, und glaubte wohl nicht, daß ein so schneller Tod die Ausführung seines Planes verhindern würde. Die Prinzessin von Rohann hörte nie auf, sich der Ehre, die er ihr vorbehielt, würdig zu machen, und verbarg nie die Zärtlichkeit, der der Prinz so werth war.

Der Herzog von Bourbon ging im Monat Julius 1795 nach England ab und trennte sich zum ersten Male von seinem Sohne. Wie bitter würden die Thränen, die sie bei dieser Trennung vergossen, gewesen seyen, wenn sie die Zukunft gewußt hätten, wenn Vater und Sohn voraussehen konnten, daß sie sich zum letzten Mal umarmten! Der Prinz von Condé gab das Kommando seiner Avantgarde 1796 seinem Enkel, der sich in dem ganzen Feldzuge vortrefflich zeigte. Kaum hatten ihn die Republikaner am 24. Juni eröffnet, indem sie den Rhein bei Kehl passirten, als der Herzog von Enghien gegen sie marschirte, den 26. eine Mühle und einige andere Posten, die in ihre Hände gefallen waren, wieder nahm, den 27. sich in einem Walde den ganzen

Tag herum schlug, und erst durch den Abfall der Schwäbischen Truppen, die seinen rechten Flügel stützten, gezwungen war, sich nach Offenburg zurückzuziehen. Er ging durchs Kinzigthal dahin, wo er den Tag darauf sich mit dem Prinz von Condé vereinte, und wieder in der Linie stand. Vom 28. Juni bis zum 15. Septbr. errang er mehrere wichtige Vortheile. Die Vertheidigung der Brücke von München, die um diese Zeit fällt, gehört zu den glänzendsten Begebenheiten dieses Feldzugs. Man schlug sich 18 Tage lang hier herum. Der Ruf von der Tapferkeit und den Talenten des Herzogs hatte sich in der republikanischen Armee verbreitet. Der Prinz gab mehrere Mal den Wünschen nach, den mehrere Krieger in derselben bezeigten, ihn persönlich kennen zu lernen. Sie blieben immer mit entblößtem Haupte vor ihm (? ! !). *) Dieses Bestreben und diese Achtung gereichen den Männern, die damals unter Moreaus Befehl standen, zum Ruhm. Die Tapfern verstehen und ehren sich wechselseitig. Endlich wurde das Korps des Prinzen von Condé nach einer Reihe schöner Thaten, in Folge des Lüneviller Frieden 1801 verabschiedet. Der Herzog von Enghien hatte dringende Einladungen

---

*) à la chapeaubas? ! D. U.

vom Kardinal von Rohan bekommen; er kam daher mit der Prinzessin Charlotte nach Ettenheim zurück. Als aber die politischen Verhältnisse die Besitzungen des Kardinals dem Markgrafen von Baden zufallen ließen, und er von diesem die Erlaubniß erhielt, seinen Aufenthalt in Ettenheim zu nehmen, so lebte er nun als simpler Privatmann daselbst, beschäftigte sich mit Blumenzucht und Jagd, und beglückte alle, die ihn umgaben, bis die Ereignisse vom Anfange des Jahres 1804 eintraten. Um diese Zeit hatte Buonaparte auf eine sehr unvollkommene Weise durch die Mittheilungen eines gewissen Guerellé, der nicht zu sterben wußte, und die Verrätherei eines Philippeau Triport, der die Korrespondenz zwischen Michaud, Mitglied der Akademie, und Marguerit und den Bourbonschen Prinzen überlieferte, in Erfahrung gebracht, daß die damals nach England entflohenen Bourbons den Entschluß gefaßt hatten, ihr Ansehen wiederum in Frankreich geltend zu machen, wohin sie schon lange die allgemeine Stimme rief *); daß Pichegrü, die Herzoge von Polignac, einige andere Männer von Bedeutung für die Ausführung dieses Planes thätig seyen;

*) Welche Neuigkeit! Wie mag diese zu den Ohren der Bourbons gekommen seyn? D. U.

daß England ihn aus allen Kräften begünstige *). Er glaubte also, sich des Herzogs bemächtigen zu müssen, weil er muthmaßte, er sey mit darauf eingegangen, und seine Papiere würden Aufschlüsse über die Mittel und Theilnehmer geben, die dabei gebraucht würden. Dies waren wenigstens die Scheingründe zu diesem Verfahren; ein anderes schrecklicheres Geheimniß war indessen darunter verborgen, das die Ungeheuer nur nicht kund thun lassen wollten.

Napoleon hatte den Plan, Kaiser zu werden. Die Jakobiner, davon unterrichtet, setzten ihm hier Schwierigkeiten entgegen; sie stellten sich, als wolle Napoleon sich mit der obersten Würde bekleiden, um nur die Franzosen aufs neue an die Majestät des Thrones zu gewöhnen, um diesen dann den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Wie wären sie denn damals wohl behandelt worden, sie, die nicht geschaudert hatten, als sie den letzten König von Frankreich vor ihr scheußliches Tribunal forderten, und ihn zum Tode verurtheilten? Die Folge davon war, daß sie davon mit dem ersten Konsul sprachen, und ihm ihre Furcht entdeckten, Sicherheit dagegen verlangten. Der eine von ihnen, der sich hernach

---

*) Was nicht recht war! D. U.

in allen Epochen unserer unglücklichen Geschichte an der Spitze zeigte, der unaufhörlich alle Partheien, denen er diente, verrathen hat *), gab Buonaparten die Ermordung des Herzogs von Enghien an die Hand. Ein solches Verbrechen, sagte er zu ihm, sichert Ihnen die Stimmen der Jakobiner, der Nationalgüterkäufer zu, welche so großes Interesse haben, diese Familie entfernt zu halten; weil es Ihnen ein Abkommen mit den Bourbons zu treffen unmöglich macht. Die grausame Gemüthsart Napoleons ergriff mit Freuden die Idee eines Verbrechens, das ihn von einem jungen Helden befreite, dessen hoher Ruhm für ihn ein Gegenstand der Unruhe, der Eifersucht war. Er nahm das Mittel an, das seinen Namen mit einem ewigen Schandfleck besudeln mußte, und sammelte die Meuchelmörder Frankreichs um sich. Inzwischen hielt er die Sache vor seinen vertrautesten Freunden geheim; so sehr fürchtete er Vorstellungen, die er zurückweisen und darum lieber nicht hören wollte. Caulincourt, ein Edelmann aus der Picardie, aus einer mit dem Condéschen Hause verwandten Familie, wurde dann mit Briefen des Polizeiministers ins Rhein-

---

*) Ohne Zweifel ist hier Fouché gemeint.
D. Ueb.

departement gesandt; um aber die Aufmerksamkeit von dem wahren Zweck seiner Sendung abzuleiten, wurde er zum Schein vom Kriegsminister mit Vollmachten versehen, die Erbauung der flachen Fahrzeuge zu beschleunigen, welche zu der tollen Expedition nach England bestimmt waren. Caulincourt war von einem Gardeoffizier, Namens Ordonner, begleitet, der nachher General wurde. Sie kamen zusammen in Straßburg an. In dieser Stadt leitete Caulincourt die ganze Sache, indem er einen gewissen Rossy und den etwas bekannten Mehée zu Gehülfen hatte. Während sie sich nach Offenburg begaben, um hier einige Emigrirte von Bedeutung festnehmen zu lassen, wurden der General C.— nnd der Oberst Ordonner nach Ettenheim gesandt; ein Gendarmerieoffizier, Namens Charlot und ein Wachtmeister davon, Pferdsdorf genannt, waren dahin ebenfalls, verkleidet, abgegangen. Man wollte genau die Wohnung des Prinzen untersuchen, bestimmt wissen, ob er hier wäre, ob seine Offiziere und Domestiken in großer Menge da wären, ob sie bei ihm wohnten, ob sie auf ihrer Hut wären, ob man hier vom Prinzen, den Einwohnern Widerstand zu fürchten habe. Die Ankunft der beiden Unbekannten erregte Verdacht. Ein alter Offizier des Condéschen Korps, Namens Schmidt, erhielt

den Auftrag, sich an Pferdsdorf anzuschließen, und ihn geschickt über seine Absichten auszuforschen. Dieser Auftrag ward jedoch schlecht ausgeführt; der Gendarme wußte ihn in der eignen Schlinge zu fangen, und zu betrügen. Schmidt für seinen Theil begleitete ihn zwei Stunden weit und kam zurück, indem er sich rühmte, ihn trefflich ausgeforscht zu haben. Die beiden Unbekannten, versicherte er, dürften keine Sorge machen. Unglücklicher Weise traute man diesem Berichte zu viel, und der Prinz beschloß, die Nacht in Ettenheim zu bleiben. Er war den ganzen Tag auf der Jagd gewesen. Ob ihm indessen gleich Schmidt so vieles zu seiner Beruhigung sagte, so beschloß er doch, den nächsten Morgen Ettenheim zu verlassen. So ging der 14. März hin. Aber in der Nacht zum 15. wurde seine Wohnung von 3—400 Mann umringt, worunter viele Gendarmen waren. Sie wußten nicht, daß es einem Prinzen aus dem Hause der Bourbons galt. Als sie es hörten, bezeugten sie das Bedauern, an einer solchen Expedition Antheil gehabt zu haben.

Der Herzog von Enghien hatte sich kaum niedergelegt, als man ihm sagte, man höre rings ums Haus herum Lärm. Er sprang aus dem Bette im Hemde, griff nach dem Gewehr, einer seiner Diener that dasselbe,

sie machen die Thüre auf. „Wer da!“ ruft der Herzog. Auf die Antwort: „Charlot!“ wollen Sie Feuer geben, allein Schmidt reißt dem Prinzen die Flinte weg und sagte zu ihm, daß aller Widerstand vergebens sey. Der Prinz bat den Baron Grünstein *), daß, wenn man nach dem Herzoge von Enghien fragte, so sollte er sich nennen. Er würde dadurch vielleicht Zeit gewinnen, sich zu retten. Zugleich' warf er sich eilig in Jagdbeinkleider und Weste; Stiefeln anzuziehn war nicht mehr Zeit. Man kam die Treppe herauf. Charlot, Pferdsdorf und einige andere Gendarmen traten, die Pistole in der Hand, ins Zimmer, und fragten: „Wer von Euch ist der Herzog von Enghien?“ Der Baron Grünstein hat den Kopf verloren, er ist stumm. Man fragt von neuem; gleiches Stillschweigen. „Nun, sagt der Herzog, wenn ihr ihn festnehmen sollt, so müßt ihr ja sein Signalement haben. Sucht ihn.“ „Wenn wir dies hätten, riefen die Gendarmen, so würden wir nicht fragen, da ihr indessen nicht antworten wollt, so kommt alle mit.“ Der Ritter Jacob, der Sekretair des Prinzen, welcher in einem benachbarten Hause

*) Wer dies ist, finden wir nicht näher bezeichnet. D. U.

wohnte, hatte darin die Aufhebung des Prinzen mit angesehen, eilte halb angekleidet aus seiner Wohnung, und sandte einen Bedienten ab, um die Glocke in der Kirche Sturm lauten zu lassen, aber der Thürmer war schon von einem Soldatenpiket umringt, das den Bedienten mißhandelte, und von der Vollführung seines Auftrags abhielt. Nichts war vernachlässigt, um das Gelingen des schrecklichen Verbrechens zu sichern. Der Ritter Jacob war krank: er raffte seine Kräfte zusammen und eilte, den Prinzen zu begleiten. Anfangs stieß man ihn zurück, als er aber nicht nachließ zu bitten, nahm man ihn mit in den Zug. Nun so ist es einer mehr, sagte man. Er blieb länger als ein Jahr in Buonapartes Gefängnissen, bald in Vincennes, bald im Tempel. Unter Begleitung der Gendarmen verließ der Herzog und mehrere Offiziere seines Hauses Ettenheim. Sie hatten nicht einmal Zeit genug, sich anzukleiden. Der Prinz mußte in Beinkleidern und Weste fort. Die Prinzessin von Rohan, welche man von dem Ereignisse benachrichtigt hatte, sah aus ihrem Fenster den Prinzen in diesem traurigen Aufzuge; es war das letzte Mal. Als sie bei einer Mühle in einiger Entfernung davon ankamen, hielt man an, und erlaubte dem Prinzen einen Bedienten nach Geld und Wäsche

zu schicken. Der Bürgermeister von Ettenheim ward nach der Mühle entboten, und that der Gendarmerie kund, welches unter den Gefangenen der Herzog sey. Bis dahin hatten sie ihn nicht gekannt. Es fehlte nicht viel daran, so wäre der Prinz noch in diesem Orte entkommen. Man hatte alle Nebenwege und Fußpfade untersucht, und über den Bach einige Breter gelegt. Aber im Augenblick der Flucht war eine Hinterthür, die nie verschlossen war, von außen verriegelt. Von Kleinigkeiten hängen große Schicksale ab! Der Herzog von Enghien würde noch eine der herrlichsten Stützen der Herrscherfamilie seyn, wenn der Himmel unsern Wünschen günstig gewesen, wenn ein Mühlknappe nicht aus Zufall einen Riegel vorgeschoben hätte. Wir haben diese Züge, die an sich ohne Zweifel unbedeutend sind, aber in Betracht eines des Mitleids so werthen Fürsten gelesen zu werden verdienen, von einem Offizier seines Hauses, dem oben genannten Sekretair, der sein Glück getheilt hatte, und ihn auch im Unglücke nicht verließ. Als der Prinz Kleider hatte, ging es wieder fort, und über den Rhein. Ein Offizier der Bedeckung, dessen Namen man inzwischen nicht weiß, gab dem Prinzen durch Zeichen, durch sein ganzes Benehmen zu verstehen, daß er ihn gern retten wollte. Unglücklicher

Weise waren eine Menge Umstände auch diesem Versuche im Wege.

Als man bei Rheinau den Rhein zurückgelegt hatte, fand man keine Wagen, und die Gefangenen machten mehr als eine Meile zu Fuß, bevor sie elende Wagen erhielten, worauf man sie nach Strasburg brachte. Der Prinz war der erste; bei ihm saß sein Kammerdiener Joseph Canon aus Flandern. Die Eskorte hatte keine Ordre, man wußte nicht, wo man die Gefangenen lassen sollte; der Prinz, welcher den andern voraus ging, stieg in Charlots Hause ab. Hier nahm er diesen Offizier bei Seite, und versprach ihm, sein Glück zu machen, wenn er seine Entweichung begünstigen wollte. Er schlug es ab. Es gab ja in diesen Stürmen mehr als zu viel Personen, die sich ohne Mitleid zeigten, indem sie die schrecklichsten Pflichten erfüllten! Das Verbrechen findet, wie die Tugend, seine Getreuen! Man bekam bald darauf den Befehl, die Gefangenen in die Citadelle zu bringen, wo der Kommandant den Prinzen sehr schlecht behandelte, sich durchaus jedes Verfahren gegen ihn erlaubte, und die Strenge so weit trieb, daß er Wache in das Innere seines Zimmers stellte. Erst auf Befehl des General Leval wurde die letztere zurückgenommen. Dieser Krieger mißbilligte überhaupt

so ein Benehmen, so wie er es erfuhr. Er kam selbst ins Gefängniß zum Prinzen, ihm seine Achtung zu bezeugen, die Aufmerksamkeit, welche der edle Mann dem Unglück schuldig ist, die Verehrung, dle einem Prinzen aus dem Blute der ältesten Herrscher gebührt. Das Benehmen des Generals bei dieser Gelegenheit war übrigens nicht blos edel, sondern selbst muthvoll; es setzte ihn der Ahndung eines Mannes aus, dessen Wuth er erfahren mußte, sobald ihn seine Ungnade traf.

Der Herzog von Enghien vertheilte in der Citadelle einiges Geld an seine Leute. Man untersuchte die Papiere, deren man sich in Ettenheim bemächtigt hatte, und unter diesen fand sich auch sein Testament. Personen, die seinen Edelmuth, sein großes Herz kennen, bedauern, daß dieses nicht mehr vorhanden ist. Wir wissen weiter nichts davon zu sagen. Man schlug dem Prinzen vor, alles mit seiner Unterschrift zu bekräftigen, er verweigerte es und erklärte, das Verhör nur in Gegenwart seines Sekretairs Jacob zu unterzeichnen. Der Vorfall schien wichtig; man mußte deshalb an den Präfekten berichten, der denn seine Einwilligung gab. Unter den Papieren fanden sich zwei Briefe, die Anzüglichkeiten auf Buonaparten enthielten. Der Prinz wollte sie ins Feuer werfen, der Polizeicommissär Popp :—, wel-

cher zugegen war, ließ es auch geschehen; aber Charlot sagte sehr rasch zu ihm: thut Ihr so Eure Pflicht? Ueberhaupt benahm sich dieser Polizeicommissär sehr brav.

Den 18. März, mit Tagesanbruch, ging das Gefängniß auf. Gendarmen umgaben das Bett des Prinzen, und nöthigten ihn, sich schnell anzukleiden. Er bat, seinen treuen Jacob mitnehmen zu dürfen. Man sagte ihm, daß er dessen nicht bedürfen werde. Er bat um so viel Wäsche, als er mitnehmen könnte; „ein oder zwei Hemden ist genug!“ hieß es. Nun verlor der Prinz alle Hoffnung, er sah nun wohl, welch Geschick sein erwarte. Er nahm zweihundert Dukaten, gab sie halb dem Ritter Jacob, um seinen Aufwand zu decken, umarmte seine Freunde, und sagte ihnen ein ewiges Lebewohl. Man machte sich auf den Weg. Der Wagen ging Tag und Nacht fort. Den 20. um 4½ Uhr Nachmittags kam man an den Thoren von Paris an. An der Barriere brachte ein Courier den Befehl, längs den Mauern nach Vincennes hinzufahren. Der Prinz kam hier um 5 Uhr an. „Ich weiß nicht, sagte der Kommandant Havels darin zu seiner Frau, wer der Gefangene ist, den man uns hier bringt, aber viel Bedeckung gehört dazu, ihn fest zu halten!“ Die Gattin Havels erkannte

ihn, und schrie laut auf: „Es ist mein Milchbruder!“ Der Prinz, von Hunger und Strapazen erschöpft, nahm eine kleine Mahlzeit zu sich, und bat, indeß er sie verzehrte, daß man ihm zum frühen Morgen beim Erwachen ein Fußbad bereit halten möchte. Er legte sich auf ein elendes Bett, das eilig in einem Zimmer zurecht gemacht war. Es lag auf der Erde an einem Fenster, von dem zwei Scheiben zerbrochen, und wie der Prinz bemerkte, durch eine Serviette bedeckt waren. Jedoch bald lag er in tiefem Schlafe.

Um 11 Uhr weckte man ihn plötzlich auf, und führte ihn in einen Pavillon, der nach dem Gehölze zu sah. Es waren hier acht Krieger vereint, deren abscheuliche Namen immer in alle Ewigkeit verflucht werden müssen. Man muß sie kennen, damit sie nirgends Ruhe finden, damit die, denen sie sich nähern, sie wie wüthende Thiere meiden können. Der erste davon war der General Hülin, Kommandant der Grenadiere zu Fuß, und Präsident dieses schändlichen Kriegsgerichts, Juiton, Oberster und Kommandant des 1sten Kürassierregiments, Baucancourt, Kommandant des 4ten leichten Infanterieregiments, Ravier, Oberster des 18ten leichten Infanterieregiments, Rabbe, Kommandant des 2ten Nationalgardenregiments von Paris,

Barrois, Oberster vom 96sten leichten Infanterieregiments, d'Authancourt, Kapitain in der Grenadiergendarmerie, der den Berichterstatter machte, Molin, Kapitain im 18ten Linienregiment, als Sekretair, alle diese waren dazu vom General Murat, dem Gouverneur von Paris, ernennt. Sie entwarfen geschwind eine Procedur; das Urtheil, oder besser, der Befehl, ihr Schlachtopfer zu werden, ward um 4 Uhr gefällt. Um 4½ Uhr ward der Prinz in einem der Schloßgräben hingerichtet.

Alles war mit schändlicher Genauigkeit berechnet, um dies Verbrechen in Dunkel zu verhüllen und die Ausführung zu sichern. Die schnelle Aufhebung, die schleunige Reise, beabsichtigten nichts, als den unerschütterlichen Muth zu beugen, den der Prinz so oft während der letzten Jahre voll Gefechte und Ehre gezeigt hatte. Indessen, die niedrige Hoffnung des Tyrannen ward getäuscht; die Festigkeit des großen Mannes entsprach der Tapferkeit des Kriegers. Er antwortete mit der Würde, dem Stolze, die seinem Charakter, seiner Größe zukamen. Man fragte ihn, warum er die Waffen gegen sein Vaterland getragen habe. „Ich kämpfte, sagte er, mit meiner Familie, um die Erbschaft meiner Väter wie-

der zu bekommen; seitdem es Friede ist, legte ich meine Waffen nieder; ich sehe ein, daß es in Europa keine Könige mehr giebt.“ Die Richter, von so viel Unerschrockenheit und Unschuld betroffen, standen einen Augenblick an. Sie schrieben an den Tyrannen, seine bestimmte Antwort zu haben. Er schickte den Brief mit den drei Worten zurück: „Zum Tode verurtheilt!“ In dem geheimen Rathe, den man über das Geschick des jungen Prinzen in den Tuilerien hielt, stimmte Cambaceres dafür, ihn das Leben zu erhalten. „Seit wie lange, sagte Napoleon, sind Sie denn mit dem Blute der Bourbons so geizig geworden?“ Das Verbrechen war anbefohlen *), es ward nun auch vollführt, aber nicht, wie man gesagt, von Mameluken, sondern von Grenadiergendarmen. Der Offizier, der sie befehligte, erhielt in der Nacht die Ordre, sich nach Vincennes zu begeben. Er war im Condéschen Hause erzogen worden, und hatte keinesweges alle Erinnerung davon verloren. Er kommt an und hört, welch ein unan-

---

*) Und darum ist jenes von Hulin zusammengesetzte Gericht doch nicht so schändlich in Bezug auf seine Mitglieder zu nennen, wie es der Verf. thut. Sie mußten ja dieses Urtheil fällen, und ihre Instruktion war schon so vorgezeichnet, daß sie nach dem Buchstaben derselben nicht anders konnten. D. U.

genehmer Auftrag seiner harrt. Der junge Prinz sieht ihn, erkennt ihn; dieser bückt sich zur Erde, und kann nur weinen. Man verläßt das Kriegsgericht; man kommt in den Graben auf einer engen, finstern, gekrümmten Treppe hinab. Der Prinz dreht sich zum Offizier: „Will man mich denn, fragte er, lebendig in eine Grube werfen? Soll ich denn in den Oublietten umkommen?“

„Nein, antwortete er lächelnd, seyn Sie ruhig!“ Man ging fort, und kam endlich auf die Richtstätte. Der Prinz sah die ganze Vorbereitung. „Dem Himmel sey Dank! rief er, ich sterbe als Soldat.“

Dieser Krieger war übrigens nicht der einzige, der dem Condéschen Hause Verbindlichkeiten schuldig war, und den das Schicksal zum Zeugen dieses Auftritts machte. Die Gattin des Kommandanten zu Vincennes, von der wir schon gesprochen haben, war durch die Fürsorge dieser erlauchten Familie groß gezogen; sie hatte beim ersten Anblick des Herzogs heiße Thränen geweint, ihr Schreck verdoppelte sich, als sie ihn zum Tode gehen sah. „Sey ruhig, sagte ihr Gatte, der Lärm, den du hören wirst, soll ihn

nur erschrecken.“ Es war derselbe, der Caracchi, Arena, Topino le Brün *) verrieth, und zur Belohnung Kommandant des Schlosses von Vincennes ward. Vor der Execution bat der Prinz um einen Geistlichen, um seiner letzten Pflicht Genüge zu thun. Ein fast allgemeines, beleidigendes Gelächter begleitete die Antwort, die ihm einer der Elenden gab. „Willst du, hieß es, wie ein Kapuziner sterben? Du verlangst einen Pfaffen? Ach, die schlafen noch alle!“ Der Prinz, voll Unwillen, brachte kein Wort hervor, warf sich auf die Knice, empfahl Gott seine Seele, und nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte, stand er auf, und rief: Marsch! Mürat und ein Adjutant von Buonaparte waren bei der Hinrichtung zugegen. Der Herzog wünschte, indem er zum Tode ging, der Prinzessin von Rohan eine Haarlocke, einen Brief und Ring zu hinterlassen. Ein Soldat hatte es auch angenommen, aber der Adjutant bemerkte es, riß es ihm weg, und rief: Niemand darf hier von Verräthern Aufträge annehmen. Als der letzte Augenblick sich nahte, sagte der Prinz stehend und fest zu den Gendar-

*) Theilnehmer an dem Complot der Höllenmaschine. D. Ueb.

men: „Nun so macht, meine Freunde!“ „Du hast hier keine Freunde!“ rief eine rauhe, beleidigende Stimme. Es war die von Mürat*). Einen Augenblick darauf ward er im östlichen Schloßgraben, nahe beim Eingange eines kleinen Gärtchens, erschossen. Die Soldaten fielen über ihn her, plünderten ihn, und nahmen seine zwei Uhren. Man warf ihn in ein Loch, das Abends zuvor, indeß er aß, bereitet ward; Hacke und Spaten hatte man von einem der nahen Waldwächter entlehnt. So starb ein Prinz, ein Held, mit Ruhm bedeckt, von der Natur mit allen Gaben geschmückt, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften, den glänzendsten Tugenden, das Muster der Krieger, die Ehre des französischen Adels, der Schmuck, der Stolz, die Stütze, die Hoffnung seiner Familie, der Gegenstand der Liebe, die Bewunderung von Europa, mit einem Worte, ein würdiger Sprößling des großen Condé; so starb er in der Blüthe seiner Jahre, mitten auf der glänzendsten Laufbahn!

Der König von Schweden, Gustav Adolph, befand sich zur Zeit der Aufhebung des Prinzen in den Staaten des Markgrafen von Baden, seines

---

*) Ob er nicht daran sollte gedacht haben, als ihn die Nemesis auf dieselbe Art 1815 ereilte?

D. Ueb.

Schwiegervaters. Als er das Ereigniß erfuhr, sandte er einen seiner Adjutanten nach Paris, um gegen die Verletzung der Gränzen zu protestiren und Napoleon zu beschwören, das Leben des Herzogs von Enghien zu schonen. Der Adjutant blieb 24 Stunden lang in Nancy, und kam erst an, als das Verbrechen bereits verübt war.

Den Tag nach der Execution kam der Präsident dieses schändlichen Kriegsgerichts, Hülin zu Cambaceres, und legte von dem Ereigniß Rechenschaft ab. Er gestand offen, daß der Prinz mit vielem Muthe gestorben sey. „Seine Antworten, setzte er hinzu, waren sehr kurz; aber glücklicher Weise hatte er uns seinen Namen gesagt, denn wahrhaftig, wir wären außerdem in große Verlegenheit gekommen.“ Mehr als zwanzig Personen waren dabei zugegen, als er dies sagte.

Die Nachricht von dem Tode des Herzogs verbreitete Bestürzung in ganz Paris. Am Abend desselben Tages wurde das Urtheil von der Polizei auf allen Straßen angeschlagen. Die Zeitungsträger liefen in großen Haufen durch die Straßen. Sie hatten Fackeln in der Hand. Ihre rauhen Kehlen, ihr Ausrufen ließ sich mitten in der stillen, traurigen Nacht allein hören,

die Einwohner in ihren Wohnungen glaubten, die Schreckenszeit sey zurückgekehrt. Mehrere Tage lang bemerkte man auf den Gesichtern den Ausdruck des Schmerzes, des Schreckens, aber nach und nach vergaß man den Gegenstand so vieler Klagen und Thränen. Neue Verbrechen oder schändliche Abentheuer beschäftigten die Aufmerksamkeit der Pariser. Zu jener Zeit, wo jeder seine Bemerkungen über dies traurige Ereigniß machte, sagte ein Freund von Talleyrand, indem er freimüthig davon sprach, „daß Buonaparte sich da mit einem häßlichen Verbrechen besudelt habe.“ „Das ist noch nicht genug, versetzte Talleyrand, er hat auch einen politischen dummen Streich gemacht!“ *)

Die Güte der Kaiserin Josephine hat man gar sehr gerühmt. Inzwischen ließ sie sich doch gar große Vergessenheiten zu Schulden kommen, welche besonders den Ruf ihrer wohlwollenden Gemüthsart sehr in Zweifel ziehen ließen. Wir wollen als Beispiel nur eine Begebenheit anfüh-

*) Davon ist uns nichts bewußt. Rußland und Schweden zeigten sich damals allein erbittert darüber. Preußen und Baden dagegen baten und drangen endlich darauf, die Sache für abgethan zu erklären, und dann ist erst seit Napoleons Sturz die Rede davon gewesen.
D. U.

ren, welche einem unserer Verwandten begegnete. Der Baron von L. —, eines der unzähligen Schlachtopfer der Revolution, hatte 15 Jahre außerhalb Frankreich zugebracht; endlich ward sein Name auf der Emigrantenliste ausgestrichen, und er kehrte nach Frankreich zurück. Aber sein Vermögen war verloren, kaum hatte er noch einige kleine Ueberbleibsel desselben. Noch war ein Hotel, ehemals sein Eigenthum, noch nicht verkauft, es war mit Sequester belegt. Der Baron versucht alles, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen. Er erfährt, daß ich, in Folge meiner dringenden Bitten, die Ehre erhalten habe, zum Kammerherrn ernannt zu werden; er glaubt, daß ich ihm nützen kann, und eines Morgens ist er ganz früh bei mir. Nach den ersten Höflichkeiten theilt er mir den Grund seines Ankommens mit; er erklärt, daß er auf meine Protektion rechne, und daß es nur von meinem Benehmen abhänge, ihn wieder zu seinem Eigenthume zu verhelfen. Umsonst machte ich mich gering, versicherte ihm meine Unbedeutenheit, er hörte mich nicht; er drang nur in mich, meine Bewerbungen anzufangen. War meine Kraft gering, so hatte ich doch wenigstens guten Willen; ich setzte mich in Bewegung, und dachte darauf, mich an die Kaiserin Josephine zu wenden, deren

Willfährigkeit, wie man mir sagte, ohne Gleichen war. Noch am nämlichen Tage finde ich Gelegenheit, mich ihr zu nähern; ich spreche mit ihr vom Baron. Kaum hatte ich seinen Namen genannt, als mich die Kaiserin unterbricht, und mir sagt: „ich sollte mich nicht in diese Angelegenheit mischen, sie werde schon selbst die Sorge davon übernehmen; der Baron sey einer ihrer Abendgesellschafter vor der Revolution gewesen, und es freue sie ungemein, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihm in etwas nützen zu können.“ Zugleich gab sie mir den Befehl, den Baron Tags darauf nach dem Frühstück zu ihr zu bringen. Ganz außer mir, wegen dieser Nachricht, die ich meinem Freunde mitzutheilen eile, nehme ich mir kaum Zeit, der Kaiserin zu danken; ich gehe augenblicklich aus dem Schlosse; ich laufe in aller Eile zum Baron, und fürchte nur, er möge nicht zu Hause seyn. Zum Glück ist er es. Ich umarme ihn, ich wünsche ihm Glück; wir bauen goldene Schlösser, und sind ganz überzeugt, die Sache müsse gut gehen. Inzwischen entferne ich mich, wohin mich der Dienst ruft, ich lasse den Baron ungestört seine Foderung zu Papiere bringen; er erschöpft alles, was nur seine Beredsamkeit an Gründen aufbieten kann, und spart weder Betheuerungen der Treue,

noch der Dankbarkeit. Den Tag darauf kommt er fast mit Tagesanbruch zu mir. Ich nehme ihn mit aufs Schloß. Er wartet mehrere Stunden. Endlich ist der Augenbick da, wir werden bei der Kaiserin vorgelassen. Der Empfang des Barons war allerliebst. Sie sprach mit seltener Freundlichkeit zu ihm, unterhielt ihn von gemeinschaftlichen Freunden, hörte aufmerksam die Geschichte seiner langen Unglücksfälle an, dann nahm sie, als er sich empfahl, seine Bittschrift, die er nicht einmal vor zu lesen Zeit gehabt hatte, mit dem Versprechen an, sie nicht eher aus den Augen zu lassen, bis sie sie dem Kaiser übergeben haben würde. Wir gehn. Mein Freund war außer sich vor Freude. Ich begleite ihn bis in den Schloßhof, und gehe dann zurück. Der Tag ging hin, ohne daß die Kaiserin mir etwas zu wissen that. Den folgenden Tag setzte ich mich eben in den Wagen, nach dem Schlosse zu fahren, als mein Freund schon Auskunft haben will. Ich verspreche ihm, seine Sache ihrer Majestät ins Gedächtniß zu rufen. Indeß dies war unnöthig; nach dem Frühstück ward ich hin entboten. „Sie können, sagte sie, dem Baron die Versicherung geben, daß ich ihn nicht vergessen habe. Seine Bittschrift ist in den Händen des Kaisers, und ich habe ihn ganz besonders empfohlen.

Wir haben sie gemeinschaftlich gelesen. Er versprach mir, ihm Recht widerfahren zu lassen, und ich werde nicht ermangeln, wieder mit ihm davon zu sprechen, wenn er es zufälliger Weise wieder vergessen sollte." Ganz entzückt von der Wendung, die diese Sache nahm, seufzte ich nach dem Augenblicke, wo ich meinen Freund finden konnte; als ein Bedienter aus dem Schlosse mir meldete, ein Kammerdiener warte unten an der Treppe, um mir eine äußerst wichtige Sache mitzutheilen. Ich fliege hinab, und sehe mit ihm den Baron. Sein Antlitz, vorher vor Freude glänzend, war jetzt düster, unruhig. Ohne auf den Grund einer solchen Veränderung einzugehn, eile ich, ihm das zu wiederholen, was mir die Kaiserin so eben gesagt hat, als er mir eröffnet: er habe ihr die Bittschrift nicht übergeben, er habe sich geirrt, aus Versehen seines Schreibers Rechnungen eingesteckt, und diese in die kaiserlichen Hände überliefert. Ich war nun verwirrt. Was konnten wir machen! Die Kaiserin hatte mich versichert, daß sie die Schrift dem Kaiser selbst vorgelesen habe. Konnte man ihr ins Gesicht sagen: „Sie haben mich belogen?" Der Baron war untröstlich, als mir ein Gedanke einfiel; ich nehme die Bittschrift, ich muntere meinen Freund auf, noch zu hoffen, ich eile hinauf, rede

mit dem Kaiser, und übergebe ihm das Memorial, als wenn es von der Kaiserin käme, dann laufe ich zu ihr, bitte um Erlaubniß zu sprechen, und sage ihr, als sie sie giebt: „der Baron von L. — fürchtet, seine Gründe nicht deutlich genug entwickelt zu haben; er hat eine neue Schrift entworfen, erlauben Sie es wohl, sie in Ihrem Namen dem Kaiser zu überreichen?"

„Warum denn nicht, versetzte sie, recht gern. Aber der Baron hat dies gar nicht nöthig. So eine Sache spricht ja für sich selbst."

Ich that als ob ich es glaubte. Sie mag nun zu Gunsten meines Freundes gesprochen oder nicht gesprochen haben, so gelangte er doch bald darauf in den Besitz seines Hotels. Die Schneiderrechnung selbst scheint, wie so viele Bittschriften, in den Kehricht geworfen worden zu seyn, ohne daß sie nur geöffnet wurde, denn ich habe nie ein Wort davon gehört.

Der Verfasser von Napoleons Liebschaften *) mag sagen, was er will, so hatte doch Napoleon nie ein Herz, das sanfter Gefühle fähig gewesen wäre. Seine kalte, ausgedörrte Seele wider-

*) Deren Unwerth jedoch entschieden ist. D. Ueb.

stand jeder zarten Empfindung, die nur das Eigenthum der Wesen sind, welche Tugend lieben. Er hatte die Leidenschaften eines Tigers, ohne die einer Taube zu kennen. Bei der geringsten Annäherung zeigte sich stets ein Anstrich von Wildheit, und Leben und Ruf der Frau, die das Unglück hatte, ihm zu gefallen, war selten vollkommen gesichert. Ueberzeugt, durch das stärkste Gefühl, von einem höhern Wesen, das über ihm sey, von der Gemeinheit, von dem Lasterhaften seines Lebens, sah er ungern einen unbescholtenen Ruf, ertrug er mit Widerwillen den Anblick der Tugend, weil sie gleichsam ein Spiegel war, in welchem er erröthend seine häßlichen Fehler erblickte. So verfolgte er denn auch stets jenes Kind des Himmels, verabscheute, tyrannisirte er es ohne Unterlaß. Welche Wonne war es für ihn, wenn er den Ruf beflecken, ohne Rückkehr ein Leben ohne Flecken vernichten konnte! Merkte er, daß ein Ehrgeiziger sich ihm näherte, so schlug er das Register seiner vergangenen Tage nach; fand er ihn rein, so zog er den Unklugen an sich, verwickelte ihn in eine gefährliche Unternehmung, bezeichnete ihn alsdann für eine entehrende Botschaft; hatte er ihn in diesen Schlingen gefangen, hatte er ihn in den Koth gestürzt, dann hob er ihn zu sich empor, verschwendete Titel

und Belohnungen an ihn und machte aus ihm mit einem Worte seinen Mann. Er sparte nichts, ihm immer ins Gedächtniß zurück zu rufen, daß ihn die allgemeine Stimme verfolge, daß er nur durch ihn etwas sey, daß er ihm seinen Glanz, seinen Rang in der Gesellschaft schuldig sey, und daß, wenn er ihm aufkündige, ein schimpflicher Sturz sein Loos seyn müsse. In der That, von welchen Menschen war er umgeben? Hat man wohl viele gezählt, welche nicht der Gegenstand der allgemeinen Verachtung wären? Aber freilich betete man seine Kreaturen an; man sah ihn selbst in ihnen, oder besser, man verwechselte sie mit ihm. Selbst die Weiber waren vor diesem Systeme, Alles zu verderben, nicht sicher. Er haßte die Tugend selbst in ihnen, und wenn eine derselben ihre Ehre gegen die Angriffe der Höflinge gesichert hatte, so versuchte er denn selbst eine Eroberung davon zu machen, die ihm selten mißlang, weil Furcht oder Eitelkeit so vielen Einfluß auf die Ehre haben. Hatte er gesiegt, dann war seine erste Sorge, seinen Sieg kund zu thun, er sprach überall davon, er that groß damit, und wenn ein Weib sich völlig hingegeben hatte, dann verließ er sie, dann demüthigte er sie, und trat seine Laufbahn von vorn an. Oft blieb er indessen auch unthätig, sein

verderbter Hof bot selten ein keusches Weib dar, denn er war ganz von jungen Mädchen zusammengesetzt, von neumodischen Erzieherinnen erzogen, welche die Verderbniß zum Gegenstande des Unterrichts machen; die die ihnen vertrauten Töchter nicht zu fleckenlosen Jungfrauen, sondern zu stolzen Komödiantinnen, unverschämten Tänzerinnen bilden, oder schamlosen Weibern, deren verächtliche Aufführung während der Revolutionsstürme auf alle gute Meinung des Publikums verzichtete. Es fanden sich hier alle Klassen der Gesellschaft in sonderbarem Gemisch, auf einem und demselben Pfade, ohne innern Zusammenhang, an Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Meinung und Verschiedenheit der Ansichten allein einander ähnlich. An der Spitze standen einige Damen des alten Hofes, die Sucht zu glänzen, oder Interesse, oder Ehrgeiz, zum Theil auch die Noth hierher verpflanzt hatte. Sie wußten, wie wenig sie hier zu bedeuten hatten; jeden Tag errötheten sie, sahen sie ihre Eigenliebe durch das glänzende Geschick und die Titel derer gekränkt, die sie Emporkömmlinge nannten. Von den übrigen Freunden ihres Standes getrennt, die sie mit tiefer Verachtung behandelten, brachten sie in den kaiserlichen Zirkel ihre verderbten Sitten, ihren zügellosen Ton; nur indem sie alle Zurückhaltung

aufgaben, konnten sie sich den Tuilerien nähern, nur indem sie sich ganz gemein machten; Ausschweifungen und Geld waren ihre Parole; sie mußten sich dadurch für das, was sie verloren hatten, entschädigen. Auf sie folgten die Gattinnen der vielen Offiziere, Beamten und alle der Mischmasch, der aus der Hefe der Gesellschaft durch die Stürme der Revolution in eine ihm fremde Sphäre versetzt war. Sie suchten sich hineinzuwerfen, und der Hof war lange Zeit nichts als ein Theater kleiner Weiberhändel, wo weder Würde, noch Erziehung, noch Lebensart zu sehen war. Welche Anekdoten sind davon im Umlaufe! Wie manche Herzogin sprach hier die Sprache der Hallenweiber, während andere ihre Sitten nachahmten. Zwitterschaften ohne Zahl, ein lächerliches Gemisch von Prahlerei und Geiz, von Klatschereien, bürgerlichen Gewohnheiten, gaben einem Hofe ein neues Ansehen, dessen Held bei aller Sorgfalt die Spuren einer gemeinen Gesellschaft an sich trug. Eine dritte Art von Weibern gesellte sich zu den beiden vorigen. Sie bestand aus den Töchtern von Banquieren, Rechtsgelehrten, bürgerlichen Kapitalisten, die aus der Pensionsanstalt der Madame C— herauskamen. Voll Ungeduld, ihre erlernte Coquetterie zu üben, bekannt, wie der Papagei mit Mathematik, Phy-

sik, Anatomie, Tanz, Geschmack, gleich einer Opernsängerin singend, kannten sie keine Pflicht eines rechtschaffenen Weibes; sie waren fromm, weil es Ton oder Heuchelei erfordert, Philosophinnen, weil es ihren Sinnen schmeichelt, ohne Religion, mit einem Wort, ohne Zucht, schon im Frühling des Lebens der natürlichen Engeltugenden und Reinheit ihres Geschlechts erster Zierde beraubt. So wie dieser junge Aufschuß in den Tuilerien erschien, so gab es nichts als verliebte Abentheuer, schändliche Anekdoten; das Laster trat mit offener Stirn auf, Sittsamkeit ward ein Gegenstand des Lachens; man war mit seinem Geschmack nicht zurückhaltend, man schloß Verbindungen, man näherte, man entfernte sich wieder ohne Scham, und bat um die Gunstbezeugungen eines Weibes, wie um eine Sache der Höflichkeit, die, gewährt oder abgeschlagen, ohne Werth war. Die Männer waren meistens dieser von ihnen geehrten Frauen würdig. Der größte Theil derselben war in den Lagern aufgewachsen, und hatte noch alle Rohheit derselben. Gewöhnt, den Sieg im Sturmschritt davon zu tragen, in wenig Monaten die verschiedenen Länder Europens zu durcheilen, bildeten sie sich ein, daß die Pariser Weiber von den öffentlichen Dirnen, die sie auf ihren weiten Reisen kennen gelernt hatten, nicht verschieden

seyn könnten. Ihre Galanterie war abstoßend, wild, anmaßend; mit wenigen Worten drückten sie ihre Wünsche aus und verlangten, einen Roman beendigt zu sehen, den sie nicht einmal einzufädeln Lust hatten. Der Rest der Hofleute war ein grobes Gemengsel von verlaufenen Geistlichen, von Wundärzten, Procuratoren, reichen Hutmacherjungen, Sekretairen, Intendanten, kurz Emporkömmlingen aller Art. Dies war wenigstens die erste Beschäftigung eines Fouché, Maret, Thiebaudeau, des Estèves, Daru. Welch ein Gemisch von Uebelklang, von Sprache, welche gemeine Lustigkeit, welche lächerliche Würde fand sich unter ihnen! Diese neu fabrizirten Barone, Grafen, Herzoge wollten sich gern für mehr als ihre Bedienten gehalten wissen. Sie zitterten im Innern immer, daß diese Umgebungen sie zu sich herabzögen. Mitten unter diesem Revolutionschaos erhob sich keine Stimme, um ihre Lebensart zu bessern, kein Beispiel war da, dies zu bewirken. Die Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses waren nicht im Stande, eine Lebensart zu geben, da sie selbst keine hatten, und an nichts dachten, als an die Glücksritter des Hofes, als an Ausschweifungen, durch die sie sich auszeichneten. Die Brüder des Kaisers, deren Jugend in elenden Orten verschwunden war,

der König Mürat, der in der seinigen die Pferde seines väterlichen Gasthofs striegelte, sollten die sich dem Strome entgegen werfen? Gewiß nicht, die Sache war für sie unmöglich. Kurz, Herren, Diener, Weiber, Prinzessinnen, alle waren einander würdig; keines hatte dem Andern etwas vorzuwerfen; Alle beeiferten sich, den Hof der Tuilerien zum wunderlichsten Gemengsel auf der Welt zu machen *).

Unter den Weibern, die indessen an demselben ihre Reize, wie ihre Ehre brandmarkten, befand sich jedoch eine, deren liebenswürdige Eigenschaften nur bedauern ließen, daß sie dem Ehrgeiz ihrer Familie geopfert war. Die Herzogin von Ch. —, ein herrliches Weib, das recht gut wußte, wie wenig sie an ihrem Platze sey, schonte auf keine Weise die Lächerlichkeiten, die Laster, von denen sie umgeben war. Mit festem, selbst auf eigene Art gebildeten Geiste begabt, zog sie einen Kreis um sich herum, den ihre Liebenswürdigkeit, ihre Scherze, ihre witzigen Einfälle bezauberten. Auf solche Art lenkte sie die Blicke

---

*) Ob aber der jetzige Hof der Bourbons mit seinen Jesuiten und Betschwestern, und alten Perückenherrn und steifen Emigranten u. s. f. ein anziehenderes edleres Schauspiel geben mag?

Der Ueb.

des Monarchen gar bald auf sich. Da jedoch ihre Ansicht der Dinge schon bekannt war, so wollte er sich doch nicht eher an sie wagen, bis das Terrain untersucht war. Er fürchtete eine abschlägliche Antwort, die seine Eigenliebe als Mensch und Herrscher beleidigt hätte. So vertraute er sich denn Savary an, dem schändlichen Diener der Laster seines Herrn. Ueberglücklich, ihm in seinen Liebschaften dienen zu können, beeilt sich der Polizeiminister, sich als Geliebter der Herzogin kund zu thun. Seine Bewerbung ist indessen umsonst; seine Erklärungen werden mit Verachtung zurückgewiesen, man lacht über ihn, man verspottet ihn, man gebietet ihm endlich stolz, zu schweigen. Nun zieht er sich zurück, und will aus diesem üblen Anfang den besten Vortheil ziehn. Er spielt den Zornigen, den Eifersüchtigen, er klagt die Herzogin, als er mit ihr spricht, an, daß sie ihre Forderungen zu hoch spanne, daß sie der Zärtlichkeit Gehör gebe, die der Kaiser für sie hege, die bereits dem ganzen Hofe bemerkbar sey. So fein diese Schlinge gelegt war, so besaß die Herzogin doch Scharfsinn genug, sie zu durchschauen. Sie errieth augenblicklich Savarys Absicht, und um ihn aller Hoffnung zu berauben, antwortete sie ganz kalt, daß er als Merkur so unglücklich, wie als Liebhaber seyn

würde. Wüthend über diese Anwort, die ihn in seinen Augen selbst erniedrigte, gab er dem Kaiser vom Erfolg der Sache Rechenschaft, und verheimlichte ihm keinesweges die Gesinnungen der Herzogin; überzeugt, daß der Kaiser, ohne weiter an sie zu denken, nur auf ihre Strafe sinnen werde. Jedoch auch diese Rechnung war falsch. Napoleon schmeichelte sich in Person bessern Eindruck zu machen, als vermittelst eines Unterhändlers. In dieser Absicht also entschloß er sich, selbst mit ihr zu sprechen. Auch dies war umsonst. Die Herzogin blieb bei allen Betheuerungen, die er ihr machte, unerschütterlich. Bald lachte sie, bald zeigte sie sich ernsthaft. Sie hatte eine besondere Art, über die schwierigsten Dinge hinweg zu schlüpfen. Durch ihre Fröhlichkeit hielt sie Erklärungen von sich ab, die auf andere Art schwer zu verscheuchen gewesen wären; es dauerte lange, ehe der Kaiser im Ernst böse werden konnte. Inzwischen merkte der Hof recht gut, welche Gewalt die Herzogin über den einzigen Mann gewonnen hatte. Die Männer staunten, daß die Sache so lange dauerte; die Weiber, die seinen Lüsten schon lieber entgegen geflogen wären, konnten nicht begreifen, daß die Tugend ihm widerstehen könne, daß sich im Gegentheil eine von ihrem Geschlecht zeigte, welche blind ge-

nug war, sich nicht besiegen lassen zu wollen, da es doch möglich war, aus der Niederlage einen großen Vortheil zu ziehn. Niemand unterstützte die schöne Frau. Selbst ihre Familie blieb bei der Sache gleichgültig, und wenn man bösen Zungen, deren Zahl so groß ist, glauben darf, so war ihr Schwiegervater weit entfernt, die Rolle eines Virginius zu spielen. Reicher, als es den Wünschen eines Mannes von Ehre genügt, wünschte er noch mehr. Er war nicht der letzte, der mit seinem Namen, dessen Berühmtheit übrigens nicht weit her war, einen bürgerlichen Hof schmücken wollte, der sich noch nicht lange gebildet hatte.

Der Kaiser war inzwischen eines ihm so neuen Widerstandes überdrüssig; er suchte sie zu besiegen, er setzte seinen Kopf darauf. Obschon von Natur nicht freigebig, fing er damit an, seine Schätze zu verschwenden; Diamanten, prächtige Geschenke wurden der Herzogin überschickt. Sie schlug alles aus, sandte alles zurück, und war über ein so niedriges Mittel der Verführung höchst unwillig. Der Kaiser, aufs äußerste gebracht, wandte Gewalt an. Eines Abends kehrte die Dame spät in der Nacht in ihr Hotel zurück, das in einer großen, aber einsamen Straße der Vorstadt St. Germain lag. Ihr Wagen ward

in Folge eines Befehls aufgehalten, und vom Wege abgelenkt. Die Herzogin ganz erschöpft und halb eingeschlafen, bemerkte die Abweichung vom Wege nicht, und ihre Leute, deren sich die Polizei vorher versichert hatte, hüteten sich wohl, sie davon zu benachrichtigen. Man fuhr rechter Hand zu, und sie ward in einen weiten Pallast gebracht, wo sich die stummen Bevollmächtigten der Nation versammelten, und den der gegenwärtige Eigenthümer sehr gern zu diesem galanten Abentheuer hergegeben hatte, froh, damit Napoleon eine Gefälligkeit zu erzeigen, der seinerseits seine Augen wieder über die Aufführung seiner Schwester zuthat, die die öffentliche Geliebte eines Mannes war, der so mancherlei Rollen, und jede mit Glück spielte. Die Herzogin stieg aus dem Wagen und erkannte immer noch nicht den Irrthum. Die Barbarei, deren Opfer sie werden sollte, ward ihr im Gegentheil nicht eher klar, bis das Licht der Fackeln sie die Zimmer sehen ließ, wo sie sich gänzlich unbekannt fand. Sie war allein, und überließ sich den traurigsten Gedanken, zerfloß in Thränen, als die Thür aufging, und der Kaiser eintrat. Bei diesem Anblick erkannte sie den ganzen Umfang ihres Unglücks, und raffte ihren ganzen Muth zusammen. Der Monarch versuchte erst die Stimme der Ue-

berredung, sie war umsonst. Er wollte nun über seine Beute wie ein grimmiger Tiger herfallen, aber ein Widerstand, den der Zorn verdoppelte, ließ ihn keinen leichten Sieg hoffen. Endlich, da er jedes Gefühl der Delikatesse vergaß, war er nahe daran, seine Wünsche zu befriedigen, als die Herzogin auf einem Sessel seinen Degen bemerkte — er war einfältig genug gewesen, in Uniform zu kommen — und hinsprang, sich seiner zu bemächtigen. Sie zog ihn schnell aus der Scheide, und noch nicht zufrieden, sich damit vertheidigen zu wollen, schien sie sogar eine ihr allerdings gebührende Rache nehmen zu wollen. Bei diesem Anblick erblaßt der Kaiser, er zieht sich zurück, und ereilt die Thüre, von der edlen Amazone verfolgt, die jetzt wieder allein bleibt. Sie erwartete nun den sichern Tod, und wirklich gab der schändliche Vertraute dieser Intrigue dem Kaiser den barbarischen Rath, aber er wagte es doch nicht, sich mit diesem Verbrechen zu besudeln. Er ging im Gegentheil aufs Schloß zurück, und man gab der Herzogin nun den Befehl, sich nach Hause zu begeben, jedoch den Degen auszuliefern, der gleichsam die Trophäe des Sieges war, den sie davon getragen hatte. Als sie in ihrer Wohnung ankam, wurde sie von einem schrecklichen Wahnsinn befallen, der mehrere Tage

anhielt, und worin sie mehrere Mal ihr Abentheuer erzählte. So wie ihr Schwiegervater von der Wichtigkeit dessen, was sie sagte, überzeugt war, eilte er, alle verdächtige Personen zu entfernen. Aber eine war doch darunter, die sich sorgfältig alles sammelte, was die Herzogin abgebrochen hören ließ. Sie theilte mir das Papier in der Folge mit, und als ich nach D— reiste, sprach ich mit der Heldin selbst. Ihr Zutrauen zu mir gestattete ihr, mir die Sache weitläuftig, wie ich sie erzählte, mitzutheilen.

So wie die Herzogin hergestellt war, so ließ sie die Kaiserin Josephine, die von der Ursache der Krankheit nichts erfahren hatte, ersuchen, ihren Dienst wieder anzutreten. Sie schlug es anfangs aus, und eröffnete ihrem Schwiegervater, daß sie die Absicht habe, ihre Stelle niederzulegen. Er schien bei dieser Erklärung bestürzt; sein Ehrgeiz ließ ihn gänzliche Ungnade fürchten, auch unterließ er nicht, was seine Schwiegertochter bestimmen konnte, ihren Entschluß zu beugen, selbst unartige Behandlung ward dabei nicht gespart; in der That wußte er die Sache so zu drehen, daß er sie wirklich zwang, wieder auf dem Schlosse zu erscheinen. Der erste Auftritt, wo sie mit ihrem Ehrenräuber zusammen kam, war schrecklich. Er warf einen wüthenden Blick

auf sie, und gebot ihr mit einer Geberde, die den Tod bedeutete, Stillschweigen. Uebrigens sprach er von dem Tage an nicht mehr mit ihr; er näherte sich ihr nicht, und schien sie mit völliger Gleichgültigkeit zu beehren, ob er schon sich auf eine niedrige Weise zu rächen suchte.

Um diese Zeit liefen daher in allen Gesellschaften von Paris eine Menge schändlicher Anekdoten auf Kosten der Ehre der Herzogin herum. Bosheit sammelte, wiederholte sie; das Ungeheuer, das sie nicht hatte verführen können, suchte sie wenigstens zu entehren. Diejenigen indessen, welche die achtungswerthe Frau genau kannten, würdigten die Mährchen, die man auf ihre Rechnung erzählte, besser; sie sahen wohl, daß sie aus den Polizeibureaus kamen, daß sie von Weibern verbreitet wurden, die ohne Erröthen nicht auf ihre Lebensweise blicken konnten. Die Herzogin verblieb einige Zeit in dieser unangenehmen Lage, und verlor allmählig ihre durch Verdruß untergrabene Gesundheit. Indessen gingen die politischen Ereignisse ihren raschen Gang fort. Der Thron von Spanien ward seinen Besitzern geraubt; Karl IV. reiste mit seiner Familie durch Frankreich als Gefangener. Der Kaiser dachte darauf, für die Königin von Spanien einen Hofstaat zu bilden. Die Herzogin erhielt

die erste Rolle, auf ihr Ansuchen, darin, jedoch unter der Bedingung, daß sie einen genauen Bericht von dem Benehmen der unglücklichen Königsfamilie einliefere. Sie, die immer ihren edlen Charakter behauptete, erklärte der Prinzessin L—, die es auf sich nahm, sie mit diesem Geschäft bekannt zu machen, daß sie sich im Dienst der Königin Marie sehr geehrt fühlen, aber daß sie sich nimmermehr so erniedrigen würde, einen Spion zu machen. Dies Wort, das sie zu wiederholen unklug genug war, bereitete ihr Verderben. Sie wurde verwiesen, und erschien seitdem nie wieder am Hofe; von der Ungerechtigkeit zu sehr empört, vergaß sie alle Gesetze der Vorsicht, sie schonte nichts, sie suchte nur zu sterben. — Ihr Ende mußte die Liste der Verbrechen des gekrönten Räubers vergrößern!

Napoleon, der Sieger über die letzten Anstrengungen Oesterreichs bei Wagram, weinte noch, oder besser, er schien noch über den braven Marschall Lannes, Herzog von Montebello, zu weinen. Die Tageblätter tönten damals immer von der erhabenen Unterhaltung wieder, die zwischen diesem Krieger ohne Gleichen und dem erhabenen Souverain, seinem Freunde, statt gefunden hatte; sie waren jedoch ohne Zweifel

falsch unterrichtet. Wahr ist es, daß der Marschall mit dem Kaiser sprach; aber nur, um ihm lebhafte Vorstellungen über seinen unersättlichen Ehrgeiz zu machen; energische Soldatenausdrücke bezeichneten die Unterredung, von der wir so oft gerührt wurden. Napoleon behielt den kleinen Verdruß jedoch sehr großmüthig für den engen Zirkel seiner Freunde. Er wollte Lannes gern eine glänzende Rolle in den letzten Augenblicken spielen lassen, um von dem Heldenmuth, der für ihn verschwendet ward, seinen Antheil zu bekommen, aber übrigens blieb er nicht einmal dabei stehen. Indem er seine Generale, welche er bei Lebzeiten mit Geld todt fütterte, dahin zu bringen suchte, sich ferner für ihn auszusetzen, dachte er darauf, sie, die nach Titeln, Decorationen so lüstern waren, auch durch den Theaterprunk zu fesseln, den er ihnen nach ihrem Tode bestimmte. Dies war eigentlich der geheime und wahre Grund der herrlichen Obsequien, welche dem Herzog von Montebello gehalten wurden. Nie war während der kaiserlichen Theaterregierung ein ähnlicher Aufzug gewesen. Aber freilich war der Held, der dieses Namens allerdings würdig war, kaum in seine letzte Wohnung gebracht worden, als sein untröstlicher Freund beim schönen nachgiebigen Geschlecht seines Hofes Zerstreuung suchte. Um

diese Zeit erschien eine untröstliche Artemisia an demselben, in langem Trauergewande. Ihre Reize, ihre herrliche Weiße wurden durch den düstern Schmuck erhöht, den sie angethan hatte. Der Kaiser selbst war von so vieler Schönheit gefesselt; er beklagte es bitterlich, sie so lange übersehen zu haben. Dem gemäß näherte er sich der Dame und suchte ihr den Verstorbenen aus dem Kopfe zu bringen, indem er viel mit ihr sprach. Dies Mittel glückte ihm dergestalt, daß er es für möglich hielt, offener zu sprechen. Indessen seine ersten Anträge riefen den kaum besänftigten Schmerz aufs neue ins Daseyn, und die Dame warf nicht allein einen ernsten Blick auf ihn, sondern fragte ihn auch, ob er denn den Namen dessen, von dem sie ihn führe, so geschwind vergessen habe. Mochte nun der Kaiser zu sehr für sich eingenommen seyn, oder die Dame ihre Meinung nicht deutlich ausdrücken, kurz ihr Liebhaber begnügte sich zu lächeln, verbeugte sich, und ging zurück, ohne für den Augenblick weiter in sie zu dringen. Ein entfernter Zuschauer dieses Auftrittes, der Graf von E.—, war nicht ohne Unruhe dabei, schon lange für die Herzogin, selbst bei Lebzeiten ihres Gemahls, eingenommen, fand sie an seiner Unterhaltung Vergnügen, und die Macht der Ge-

wohnheit war so groß, daß sie sich selbst in den ersten Tagen ihres Wittwenstandes nicht dieselbe versagen konnte. Sobald der Graf, ohne gefährlichen Verdacht zu erregen, sich ihr nähern konnte, fragte er sie um die Ursache ihres lebhaften Geberdenspieles, das er sich zu erklären bemüht hatte. Die zweite Matrone von Ephesus schwur ihm hoch und theuer zu, es sey nur von ihrem jüngsten Sohne die Rede gewesen, dem man den Titel, welchen ihm der Vater hinterlassen hätte, streitig machte. Der Graf, ein Mann von feiner Bildung, schien den Worten zu glauben, ob er schon nicht eines von denen, die ihm die Schöne sagte, für wahr hielt. Er nahm sich aber doch vor, sie zu belauern; sollte er bei dem sonderbaren Zusammentreffen nicht eifersüchtig seyn? Den Tag darauf des Abends war bereits die Thüre der Herzogin verschlossen, als ein Kammerdiener eilig meldete, daß jemand mit Gewalt herein wolle, daß man Mühe habe, ihn zurück zu halten, daß die Person, die ihn begleitete, — denn er sey nicht aus dem Wagen gekommen, — bei dem lebhaften Widerstande des Schweizers ein Wort aufgeschrieben habe, mit dem Bedeuten, es sogleich der Herzogin zu bringen. Die letztere war von so einem Benehmen überrascht; sie dachte schon an einen ungestümen

Sollicitanten, sie schärfte schon den Befehl, ja niemanden hereinzulassen, als sie das Papier auseinander schlug und nichts darin fand, als das Wort: „Der Kaiser.“ Ganz außer sich, eilt sie, den Befehl zu geben, den, der es verlangt habe, herein zu lassen. Bald darauf erscheint er in einer ungeheuern Wildschur, und das Gesicht halb mit einem Schnupftuche bedeckt. Ein so unerwarteter Besuch beunruhigte die Dame eben so sehr, als er ihr schmeichelhaft war. Sie durchschaute gleich die Herrschaft, die sie erringen könne, sie nahm sich vor, nur unter guten Bedingungen nachzugeben, aber leider, der Plan war bald vernichtet. Der Kaiser war gekommen, man erlaubte ihm zu sehn, und bald ward er Sieger. Während der Herrscher der Welt sich in den Armen der Wittwe seines Freundes vergaß, hatte der Graf von E. —, schon lange im Besitz eines Schlüssels zu einer Hinterthüre, sich vorgenommen, der Dame seines Herzens seine Aufwartung zu machen. Er gelangte ungesehen in den Hof; und da er alle Schliche und Winkel des Hauses kannte, da der Portier obendrein wußte, daß er mit der ersten Kammerdame eine Verbindung angeknüpft habe, so schloß man die Augen gegen seine Bewegungen. Er konnte also ohne Hinderniß bis in das Schlafzimmer der

Dame gelangen, und betrat es ohne Bedenken. — Ich lasse jeden den Auftritt, der nun folgte, sich selbst ausmahlen! Die Beschämung der Dame, die Wuth des Grafen! Aber in welche Verzweiflung gerieth dieser nun vollends, als er den glücklichen Nebenbuhler, der ihn verdrängt hatte, nun selbst erkannte! Zwar bemühte er sich, in diesem Augenblicke sogleich, zu entkommen, die Thüre schnell hinter sich zuzuwerfen. Aber eine Fensterscheibe verrieth ihn; der Kaiser wußte seinen Mann. Die Dame spielte die Verzweifelnde, und weinte heiße Thränen, sprach vom Verlust der Ehre, der Schande, die ihrer erwartete, so daß der Kaiser zum erstenmal vielleicht von dem empfindsamen Lamentiren, wie er nachher selbst sagte, gewarnt, an nichts dachte, als sie zu trösten. Die Thränen seiner Geliebten verschönerten sie. Weit entfernt, sich zu entfernen, verlängerte der Monarch seinen Besuch, da ohne Zweifel seine Freuden noch durch den Gedanken an die Angst erhöht wurden, in welcher der Graf E. — seyn mußte. In der That vergaß er nämlich wohl, daß die Herzogin die Schuld allein trug, allein sorgfältig bewahrte er die Erinnerung an den Grafen, und den Sonntag darauf brach sein kaiserlicher Zorn los. Napoleon hielt an ihm Revue. Der Graf, als Adjutant des Gr. von

P. V. C., befand sich bei seinem General. Unglücklicher Weise war sein Pferd mit einer herrlichen, prachtvollen und mit Geschmack verzierten Tigerhaut bedeckt. Dieser Schmuck zog die Augen des Kaisers auf sich; er erinnerte sich, daß sie der Königin Hortensia gehört hatte; neuer Verdacht stieg in ihm gegen den jungen Obersten auf, den er überall auf seinem Wege fand. „Was macht Ihr hier?“ rief er ihm zornig zu, „müßt Ihr nicht in Eurer Garnison seyn? Ich brauche keine Paradehelden, die in den Damenzimmern die Campagne machen!“ Der ungerechte Vorwurf erschreckte den Grafen. Er fürchtete, einen Sturm losbrechen zu sehn, dessen Folgen er nicht berechnen konnte, und verließ den Tag darauf Paris. Leider hatte er in seinem Exil nicht einmal die Freude, von seiner Dame bedauert zu werden. Zweimal schrieb er an sie, und beidemal kam der Brief unerbrochen zurück. Außer sich über eine solche Treulosigkeit, vergaß er es, daß er eine entthronte Königin *) hinterging, die Weiber wohl nicht einmal gerechnet, deren unbekannte Namen dem Publikum entgingen. Der Kaiser, weit entfernt seine Geliebte überdrüssig zu werden, kettete sich immer mehr

*) Hortensia, wahrscheinlich. D. U.

an sie. Er verschwendete die Schätze Frankreichs für sie, er verletzte ihr zu Gefallen selbst das von ihm feierlich geschaffene Recht der Erstgeburt. Indessen, die Liebe allein konnte freilich nicht ein Herz ausfüllen, das von dem Ehrgeiz verzehrt ward. Napoleons Heirath mit Marie Luisen von Oesterreich trat dazwischen. Die Herzogin, untröstlich darüber, konnte doch nicht den Thron ihres Geliebten theilen. Wenigstens hatte sie indessen die Freude, ihm den ersten Erben seines Namens zu geben. Umsonst suchte man das Geheimniß seiner Geburt zu verheimlichen. Das neugierige Auge der Hofleute enthüllte gar bald die Intrigue, welche man ihnen sorgfältig verschleiern wollte. Die Hofdamen, welche die Zärtlichkeit des Kaisers für die Montebello wegbekamen, hatten, von Eigenliebe gereizt, selbst manchen Plan auf diese glänzende Eroberung gemacht gehabt, und kränkten sich nur zu sehr, um dies verbergen zu können, während ihre Männer die Achtung und die Zuvorkommenheit für die stolze Favoritin verdoppelten, die sie stets in großer Entfernung hielt. Ohne Zweifel hätte der Sprößling dieser Verbindung eine große Rolle gespielt, aber der 15. April von 1814 trat ein, und der natürliche Sohn Sr. Majestät des Kaisers und Königs wurde nun ein gewöhnlicher

Bastard, durch seine Geburt und durch den Namen seines Vaters doppelt entehrt.

Der Erzkanzler einen Tag lang in der Provinz,

oder

Nachricht vom Aufenthalte desselben zu Toulouse, wörtlich aus der Zeitung dieser Stadt entlehnt *).

Dienstags, den 19. November 1807.

„Die Gegenwart seiner Durchlaucht des Prinzen Erzkanzlers war in dieser Stadt lebhaft gewünscht worden. Der Herr Maire hatte denn sowohl um der Ungeduld des Publikums zu entsprechen, als um seinen eigenen Wünschen zu genügen, einen Polizeicommissair, den Herrn Cantarel, nach Montpellier gesandt, um Se. Durchlaucht zu begrüßen, und im Namen der Toulouser um die Gunstbezeugung eines Tags zu bitten.“ Dieser Wunsch ward mit Güte aufgenommen, und man erwar-

*) Und merkwürdig, als ein Beweis der kriechenden Schmeichelei der Zeitungsschreiber unter Napoleon, die jetzt nicht um ein Haar geringer ist, ja leider selbst jetzt in Deutschland fast noch ekelhaftere Nachahmung gefunden hat. D. U.

tete den Herrn Erzkanzler Morgens den 15ten. In diesem Betracht hatte der Herr Maire alles veranstaltet, um dem Empfang Sr. Durchlaucht den Glanz und die Würde, die das Ceremoniel vorschreibt, zu verleihen. Der Maire, seine Adjunkten, die Nationalgarde, mußten sich an dem, durch das Gesetz bezeichneten, Ort aufstellen. Beim St. Michaelsthor war ein Triumphbogen aufgerichtet. Inzwischen alle diese Vorrichtungen waren unnütz; Se. Durchlaucht wollten sich nämlich diesen öffentlichen Ehrenbezeugungen, die für sie bestimmt waren, entziehen, und kamen incognito um 5 Uhr des Morgens in dem zu ihrer Aufnahme von der Stadt eingerichteten Hotel an. Der Herr Unterpräfekt von Villefranche, Herr Barran, war in seinem Bezirke glücklicher gewesen. Unterrichtet, daß Se. Durchlaucht in der Nacht vom 14. zum 15. durchpassiren würden, versammelte derselbe die Nationalgarde in Folge der von Sr. Exzellenz dem Herrn Präfekt deshalb einige Tage zuvor eingesandten Befehle, und rief augenblicklich den Maire und die Mitglieder der Municipalität zusammen, um den Prinzen bei Ihro Durchreise zu bewillkommen. In einem Augenblick war die Nationalgarde unter den Waffen. Die Einwohner verbreiteten sich in den Straßen, die Häuser wurden erleuchtet,

und um 2 Uhr des Morgens genossen Ihro Durchlaucht, als Dieselben anlangten, mit Ueberraschung den Ausbruch der öffentlichen Freude. Das Geschrei: Es lebe der Kaiser! es lebe der Prinz Reichs-Erzkanzler! verkündete die Gegenwart von Deroselben. Ihro Durchlaucht beliebten aus dem Wagen zu steigen, die Deputationen der Behörden anzunehmen. Sie empfingen die Glückwünschungen des Maire und antworteten mit Güte auf die Rede des Herrn Unterpräfekt.

Die Nachricht von der Ankunft verbreitete sich schnell in Toulouse. Die Bürger, deren Hoffnungen durch das Unerwartete derselben vernichtet worden waren, vereinten sich in Menge vor dem Hotel, wo Se. Durchlaucht abgestiegen waren, und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo Dieselben sich den Blicken des Volkes zeigen könnten. Gegen 10 Uhr des Morgens waren die Garnison, die National- und die Ehrengarden unter den Waffen. Man bemerkte vorzüglich die schöne Haltung der Reservecompagnie vom 3. Artillerieregimente und der kaiserlichen Gendarmerie. Diese verschiedenen Truppen zerstreuten sich auf die verschiedenen Plätze der Stadt, um die Verwaltungsbehörden, die zur Bewillkommung vor Ihro Durchlaucht zugelassen

werden sollten, zu begleiten. Um 11 Uhr gaben Ihro Durchlaucht Ihre Befehle, und die verschiedenen Behörden wurden in Folge ihres Ranges vorgelassen. — — Der Prinz Erzkanzler empfing alle diese Deputationen mit der edeln, würdevollen Art, welche Se. Durchlaucht vorzugsweise auszeichnet, besonders aber mit der rührenden und zärtlichen Güte, welche den Glanz der obersten Macht mildert. Sie ließen in Ihrer Antwort die Hoffnung einer nahen Reise Sr. Majestät des Kaisers und Königs in diesen Gegenden durchblicken, und waren von dem Eifer, dem Zuvorkommen der Behörden, den zahlreichen Glückwünschungen, deren Gegenstand Dieselben waren, den Ausbrüchen der Freude und Empfindungen, welche Ihre Gegenwart entstehen ließ, lebhaft gerührt. In den Antworten, die Dieselben auf die verschiedenen Anreden gaben, fanden Sie immer neue Ausdrücke, das Wohlwollen zu bezeichnen, welches Sie für die Einwohner des Departements und für die Behörden, die ihr Organ gewesen waren, beseelte.

Als Seine Durchlaucht die Glückwünsche aller öffentlichen Beamten und Behörden empfangen hatten, so bezeigten Sie das Verlangen, eine Messe zu hören. Die Befehle wurden unmittel-

bar dazu gegeben, und der Herr Maire lud den Prinzen ein, in den Ehrenwagen mit dem herrlichen Geschirr zu steigen, welchen der Magistrat zu Dero Verfügung gestellt hatte, aber Seine Durchlaucht beliebten die Wünsche des Volkes zu befriedigen, und zogen es vor, den Weg zu Fuß zu machen. Die Herren General-Vicarien und Mitglieder empfingen den Prinzen an der Kirchthüre. Ihro Durchlaucht waren vom Herrn General Chabran, dem Herrn Präfekt, dem Herrn Maire und mehrern Mitgliedern der verschiedenen Verwaltungszweige begleitet; Sie wurden in Prozession ins St. Stephanschor auf den für Dieselben bereiteten Platz geführt. Die Messe wurde beim Schalle der kriegerischen Instrumente gehalten, und der Vers: Domine salvum fac imperatorem endigte diese religiöse Ceremonie. Nach der Messe besuchten Ihre Durchlaucht mehrere öffentliche Gebäude. Sie begaben sich auf die Präfektur und blieben einige Augenblicke in den Zimmern daselbst. Hierauf verfügten Sie sich aufs Capitol, ins Museum, in die L'école des arts, und dann in das Hotel des Herrn Generals Chabran. Hier verweilten Sie einen Augenblick, und eine junge Tochter des Herrn General begrüßte Dieselben mit vieler Grazie. An allen Orten, welche der Prinz zu besuchen

würdigte, fand derselbe eine unermeßliche Menge Volkes, das darauf brannte, Dieselben zu sehen, und eifersüchtig war, Ihnen das Opfer seiner Beifallsbezeugungen zu bringen. Um 6 Uhr begab sich Se. Durchlaucht in das Hotel der Stadt, um einem von dieser veranstalteten Gastmahl beizuwohnen. Die Säle waren reich dekorirt; man bemerkte hier mehrere Inschriften zur Ehre von den Helden Frankreichs und des Prinzen, dem dieses Fest gewidmet war. Die Büste Se. Majestät mit Lorbeer bekränzt, stand auf einem Piedestal. Das Diner war mit Pracht geordnet. Se. Durchlaucht hatten gewünscht, daß die ersten Beamten der verschiedenen Verwaltungszweige dazu eingeladen würden, und sechszig Gäste bildeten ihre Tischgenossenschaft. Eine herrliche Musik ließ sich während der ganzen Mahlzeit hören, und die schöne Ordnung, die in diesem Theile des Festes vorzüglich herrschte, machte Sie des Prinzen werth, der sie zu beehren geruhte. Während der Mahlzeit brachte man mehrere Toasts aus, die den lebhaftesten Enthusiasmus erregten. Die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers und Königs wurde von Ihro Durchlaucht getrunken, und mit Entzücken und dem verdoppelten Geschrei: „es lebe der Kaiser!“ erwiedert.

Der Herr General Chabran brachte den zweiten Toast auf Ihro Majestät die Kaiserin. Der dritte ward vom Herrn Präfekten der großen Armee geweiht, und alsdann trank der Herr Maire aufs Wohl Sr. Durchlaucht des Prinzen Erzkanzler des Reichs. Der letztere Toast vermehrte noch, in so fern dies möglich war, die Freude, welche die erstern bereits erregt hatten. Der Prinz antwortete mit Rührung darauf, und drückte auf die gefühlvollste Weise seine Empfindungen für die Behörden, die Einwohner des Departements, und besonders die Bürger der Stadt aus; indem er das Versprechen zu geben geruhte, Sr. Majestät selbst von dem guten Geiste, der sie für ihn beseelte, zu benachrichtigen.

Nach dem Essen empfing der Prinz sehr freundlich mehrere Damen, die um die Gunst, ihm vorgestellt zu werden, angesucht hatten. Man brannte auf dem Marktplatze mitten unter dem wiederholten Rufen: Es lebe der Kaiser! es lebe der Prinz Erzkanzler! ein Feuerwerk ab.

Um 8½ Uhr begaben sich Ihro Durchlaucht, immer von dem Hrn. Maire, dem Hrn. General, Präfekten und mehrern Beamten begleitet, ins

Schauspiel, das bereits — weil Dieselben lebhaft dagegen waren, auf sich warten zu lassen — angefangen hatte. Die Zugänge des Saals und die innern Corridors waren gedrängt voll. Das Volk hatte sich haufenweise eingefunden, um die Gegenwart Ihrer Durchlaucht zu genießen. Die Wache, welche vorausgegangen war, wollte es auseinander treiben, aber der Prinz widersetzte sich, und war gefällig genug, dem öffentlichen Wunsche auf die liebenswürdigste, zutraulichste Weise zu entsprechen.

Kaum erschien der Prinz in der Municipalitätsloge, als allgemeines Beifallklatschen und der Zuruf: Es lebe der Kaiser! der Prinz Erzkanzler! ihm entgegen rauschte. Alle Anwesende schwenkten zum Zeichen der Freude ihre Hüte. Die Vorstellung ward unterbrochen. Der Enthusiasmus erreichte den höchsten Punkt, und Se. Durchlaucht, für so viele Beweise der Liebe und Achtung empfänglich, grüßte das Publikum, um ihm für seine Ehrenbezeugung zu danken. Diese Zeichen von Zufriedenheit und Güte verdoppelten aber wieder den Jubel, der eben erschollen war. Das Vivat in aeternum ward mit wahrer Trunkenheit gesungen, und das nämliche Geschrei der Liebe und des Enthusiasmus mischte sich mit dem Rauschen der Musik. Beim

Herausgehen fand der Prinz die Stadt erleuchtet und begab sich unmittelbar zu einer Fete, welche die Freimaurer veranstaltet hatten, und die Ihro Durchlaucht als Meister anzunehmen würdigten.

Sie fand im Saale der Vereinigungsloge statt, der an sich sehr groß und schön mit vieler Eleganz und großem Reichthum geschmückt war. Se. Durchlaucht ward hier mit der lebhaftesten Freude empfangen, und antworteten mit jener Ihnen so zur Gewohnheit gewordenen Beredsamkeit der Seele. Eine der besondern Eigenheiten dieses Festes war die Einweihung der Büste des Prinzen mitten unter dem Ruf: Es lebe der Kaiser und der Reichserzkanzler! Diese ganz unerwartete Huldigung rührte Ihro Durchlaucht außerordentlich, und Sie konnten dies durch nichts ausdrücken, als indem Sie sich der Empfindung völlig hingaben. Die Strapazen, welche der Prinz erfahren hatte, erlaubten Ihm nicht, mit seiner Gegenwart ein Banquet zu beehren, das man veranstaltet hatte. Er durchging nur den Saal, worin es veranstaltet war, und geruhte, das Bedauern auszudrücken, sich davon zurück ziehn zu müssen.

Dem 16. früh um 7 Uhr begab sich der Hr.

Maire, von seinen Adjunkten und der Nationalgarde begleitet, zu Sr. Durchlaucht, um Ihre letzten Befehle zu empfangen, und ihre letzte Huldigung darzubringen. Der Herr General und Präfekt gingen gleichfalls dahin. Der Prinz empfing sie mit seiner gewöhnlichen Güte, und bezeugte eben so sehr sein Wohlwollen, als das schmerzhafte Gefühl, das ihm die Abreise einflößte. Der Herr Maire und Präfekt wünschten die Gegenwart Ihrer Durchlaucht noch länger zu genießen, und baten um die Erlaubniß, Dieselben bis Montauban begleiten zu dürfen, eine Gnade, die ihnen gern bewilligt wurde.

Se. Durchlaucht der Prinz Erzkanzler haben die Achtung, das Bedauern, die Liebe aller Bewohner von Toulouse rege gemacht. Die Freudenbezeugungen, wovon Dieselben der Gegenstand und Zeuge waren, haben Ihnen, während Ihres kurzen Aufenthalts, doch den vortheilhaftesten, wie den gerechtesten Begriff von dem Geiste der Einwohner dieses Departements geben müssen. Es spricht sich dieser Geist eben so sehr durch Verehrung, als durch Dankbarkeit und Liebe aus, welche der Held von Frankreich diesem Theile von seinem Volke stets einhauchte, und Toulouse kann sich glücklich preisen, von dem allen dem Prinzen ein Unterpfand gegeben zu haben, der zu

den größten Würden des Staates erhoben ist, den Se. Majestät mit ihrem größten Vertrauen beehren!

Allerdings mögen diese Ceremonien und die immer und immer sich wiederholenden (polizeimäßig und durch das Gesetz vorgeschriebenen) Freudensbezeugungen dem Herrn Erzkanzler des Reichs ungemein gefallen haben, denn unter allen Personen des Hofes war er gerade derjenige, der sich etwas darauf zu gute that, seine Würde am besten behaupten zu können. Freilich war seine sogenannte Würde nichts als eine lächerliche Pedanterie, die er vorzüglich gegen Personen geltend machte, welche sich durch ihre Geburt oder Vermögen auszeichneten. Man sah ihm die Freude ordentlich an, die er empfand, wenn er Leute demüthigen konnte, von denen er recht gut wußte, daß sie ihn im Innern verabscheuten, welche aber die Noth, oder auch eigne Demüthigung zu seinen Füßen führten. In einem großen Lehnstuhl, von zahlreichen Hofleuten, die stehend und schweigend umher standen, umgeben, machten Se. Hoheit gegen den, mit welchem Sie sich zu unterhalten geruhten, eine leichte Bewegung mit der Hand oder dem Kopfe, und indem Sie ihn sich zu nähern einluden, erlaubten Sie ihm sogar manchmal

sich neben Ihnen hinzusetzen! Das war jedoch eine der größten Gunstbezeugungen, welche man von derselben zu erhalten hoffen konnte! Denn übrigens behaupteten Sie immer Ihren durch nichts zu störenden Ernst. Sprach man mit Ihnen, so durfte es nur in den allerehrerbietigsten Ausdrücken geschehen, und die Worte: Prinz und Durchlauchtige Hoheit konnten nicht oft genug wiederholt werden. Innerhalb seiner vier Wände ließ er inzwischen einige Grade von dieser Steifheit nach, und sah es gern, wenn einige Titelchen wegblieben. „Daß Sie mich vor der Welt Durchlaucht anreden, sagte er zu einer seiner Umgebungen, ist recht gut; aber unter uns bin ich schon mit gnädigster Herr! zufrieden."

Von der Anstrengung, dem Zwange, den ihm eine so strenge Etiquette auflegte, suchte er sich theils mit Promenaden, theils durch das Schauspiel zu erholen. Am Tage sah man ihn oft im Boulogner Wäldchen, in Mousseaux, das ihm Buonaparte erst geschenkt, und dann wiedergenommen hatte, oder in den Tuilerien unter den schattigen Gängen. Sein Lieblingsweg war indessen, fast jeden Abend um 10½ Uhr, unter den Gallerien des Palais Royal und besonders unter einer, die als der Sammelplatz von Leuten, die

in ziemlich schlechtem Rufe stehen, — vielleicht weil er hinging — bekannt war. Nichts war nun komischer, als die Begleitung Sr. Hoheit. Er ging an der Spitze mit einem dreieckigen Chapeaubashut unter dem Arme, die Hände auf dem Rücken. Unmittelbar folgten auf ihn, mit abgemessenen Schritten, sein getreuer Bonneau-d'Aigrefeuille und der alte Marquis de Villevieille. Der Contrast, welcher zwischen diesen beiden Männern statt fand, war keinesweges das Unbedeutendste. Der erste kam von einer guten Tafel, mit feurigen Augen, glänzendem Gesicht, runden Bausbacken; der andere war ungemein mager, und von langen Fasten wie ausgedörrt, vor lauter Leerheit schwach zum Umsinken. In der That speiste er nur selten beim Prinzen, aber er brannte nun einmal darauf, ihm seine Verehrung durch ein stetes Courmachen zu beweisen, und so wie er nur eine dürftige Mahlzeit in irgend einer nahen Garküche eingenommen hatte, so eilte er regelmäßig, manchmal wohl eine Stunde lang an der Gallerie zu warten, bis der Wagen Sr. Durchlaucht ankam. Wenn denn Dieselben ausstiegen, so machten Sie gegen den Marquis eine flüchtige Bewegung, die dieser mit einer tiefen, tiefen Verbeugung erwiederte, und sich dann straks an seinen dicken Herrn Collegen anreihte.

Zwei oder drei Bedienten folgten; dann kamen ein Dutzend Polizeidiener, die die Aufsicht über die Promenade führten, und die Mädchen entfernten, welche sich etwa auf dem Wege des Erzkanzlers finden konnten. Ein Haufen Kinder, wie man sie im Karneval im Gefolge von Aufzügen sieht, schloß den Zug. Während der komische Aufzug die Gallerie durchlief, sagte der Prinz kein Wort; eben so stillschweigend verdaute d'Aigrefeuille seine Mahlzeit, und der arme Villevieille betrachtete indessen mit lüsternem Blicke die reizenden Säle der Traiteurs und Schweizerbäcker.

Das einzige Schauspiel, was der Erzkanzler gern besuchte, war die Oper und das Theater de Varieté. In die erstere ging er nur, um in seiner Loge ruhig zu schlafen, und selbst das Geschrei des Lainez und der Maillard war nicht vermögend, ihn aus dem tiefen Schlafe zu wecken, worin er schon in den ersten Scenen versunken war. In diesem Betrachte konnte man ihn indessen nur tadeln, daß er in die Oper kam; denn, Dank sey es unserer Musik und unsern Sängern, es bleibt niemand darin munter, wer es auch will. Jedoch eben so wenig, um zu schlafen, als um die Grimassen von Brünet und Potier zu sehen, schloß er sich jedoch in die erste Loge

des Theaters der Variété ein. So wie der erste Staatsbeamte des Reichs kam, so besuchte ihn die Schauspielerin C. Er nahm sie auf seinen Schooß, und ohne Achtung fürs Publikum, ohne alle Schaam machte er oft die in den gegenüber befindlichen Logen sitzenden Personen zu Zeugen der schändlichsten Handlungen. Mir selbst begegnete es, daß ich mit Damen, die ich hinein geführt hatte, aus dem Schauspiele gehen mußte, um ihnen die Schaam zu ersparen. Was ich jedoch nicht begreifen konnte, war, daß Offiziere, selbst von angesehenem Range, in seiner Loge ruhige Zuschauer von alle dem blieben, was unter ihren Augen vorging. Gewiß, wenn die Frechheit des Ministers übertroffen werden konnte, so war es nur durch die Gemeinheit solcher schändlichen Hofleute möglich.

Die liebe C. — hatte nicht allein das Glück gehabt, das Herz dieser Standesperson zu erobern, sie wußte es auch zu erhalten. Gar viele Operntänzerinnen suchten es ihr zu entreißen, aber ihre Mühe war umsonst; sie hatten nicht den reizenden Brünettenteint, nicht die Art des Witzes, welche einen solchen alten Gecken mehr anzieht, als die niedlichste Figur. Man hat lange geglaubt, daß sich der Erzkanzler auf Befehl des Kaisers eine Maitresse zugelegt habe; daß

der Kaiser durch diese Mittel die Gerüchte habe beschwichtigen wollen, welche auf Kosten des erstern herum liefen; dies ist aber jedoch so unwahr, als das vorgebliche Heirathsprojekt zwischen ihm und der Mutter des Kaisers, ob schon Leute, die sich für sehr unterrichtet ausgaben, es versicherten, und die Sache so weit trieben, daß, ihnen nach, die Auswechslung des Mahlschatzes bereits statt gefunden, und der Kardinal Maury den Befehl erhalten haben sollte, die Heirathsceremonie zu vollziehen. Cambaceres liebte die C. —, und unterhielt sie wirklich. Man hat sogar behauptet, daß sie Mutter von ihm geworden sey; aber er hat es wenigstens nicht zugegeben.

Als Grimod de la Reyniere seinen (so berühmten) Almanac de Gourmands fertig hatte, wollte er ihn dem Erzkanzler widmen, dessen Kirche damals für die beste in ganz Paris galt. Aber man ließ ihn denn doch bemerken, daß sein Opfer ihm leicht verdrießliche Händel zuziehen könnte, weil Ihro Durchlaucht durchaus keinen Spaß verständen; er wendete sich also an den, der die Honneurs bei der Tafel desselben machte; der Almanach wurde dem Herrn d'Aigrefeuille gewidmet; die ganze Welt glaubte, er würde sich dadurch geschmeichelt fühlen. Aber es fand ge-

rade das Gegentheil statt. Er beklagte sich gegen seinen Gönner, so dem Gelächter des Publikums Preis gegeben zu seyn, und sprach lange von nichts, als von der auffallenden Genugthuung, die ihm für diesen Schimpf werden müsse. Der Schuldige schickte dann aber eine herrliche Trüffelsauce ab, und damit war auch die Sache auf die freundschaftlichste Weise, wie sichs gebührte, abgethan. D'Aigrefeuille spülte seinen Unmuth in einem guten Glase Wein hinunter, und anstatt Gefahr zu laufen, sich die Gurgel abschneiden zu lassen, kam er mit einem verdorbenen Magen davon. Eine Person, die ihn gerade in der Hitze des Streites sah, sagte mir, um mir seinen Zorn recht gut zu beschreiben: „der arme Mann hatte sich wie ein welscher Hahn erzürnt."

In einem der Zirkel bei Marien Louisen sahen wir den Kaiser Napoleon sich sehr heiter der Kaiserin nähern.

„Nun, Madame, sagte er, wir haben ja einen Vetter mehr!"

Die Kaiserin stutzte, und bat endlich um Erklärung über diesen Scherz.

„So wissen Sie denn, sagte er, daß die Fr. Herzogin von Orleans den 3. Septbr. von

einem Prinzen zu Palermo entbunden worden ist. Ich erhalte eben im Augenblick die Nachricht.“

Eines andern Tages hielt er einen Staatsrath. Die Sache, die hierbei verhandelt wurde, gab ihm Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß man mit gehöriger Festigkeit die ganze Revolution und ihre Uebel hätte verhüten können. Buonaparte setzte noch, darauf deutend, hinzu: „Die Stärke der Regierung und das Wohl des Staates sind eins. Mein Onkel war gut, aber ohne Charakter. Einige berühmte Köpfe zur rechten Zeit abgeschlagen, und die ganze Revolution wäre nicht ausgebrochen.“

Während er so sprach, beobachtete alles das größte Stillschweigen. Die Staatsräthe sahen sich mit Erstaunen an, weil sie sichs nicht erklären konnten, wie — der Kardinal Fesch — Napoleons Onkel — die Revolution hätte verhindern sollen. Endlich bemerkten sie denn, nach einigen Augenblicken von Ueberlegung, daß der in Rede stehende Onkel Ludwig XVI. seyn sollte! Das heißt nun freilich die Verwandtschaft vom alten Adam herleiten zu wollen!

Der Fürst von Schwarzenberg, kaiserlich-österreichischer Gesandter in Frankreich, wollte

gern einen Ball geben, um die Heirath mit Marien Louisen zu feiern. Er wählte den ersten Junius dazu, und der ganze Hof bewarb sich um die Gunst, bei diesem Feste, das man für sehr prachtvoll ausgab, zugelassen zu werden. Jeder eilte dahin, und dachte nur an die Freuden dieses Festes, ohne die schreckliche Katastrophe vorauszusehn, mit der es endigen würde. Im Garten war ein großer Tanzsaal erbaut; er bestand nur aus Fichtenpfosten, und war mit Terpenthinöl gestrichen, um geschwind zu trocknen. Wachsleinwand überzog ihn als Dach; das Innere war mit Gold und seidnen Stoffen ausgeschmückt, Guirlanden von künstlichen Blumen bekränzten diesen der Freude geweihten Tempel. Das Fest begann gleich mit Ankunft der Kaiserin. Der Kaiser war von der besten Laune; er ging durch den Saal, um sich zu vergnügen, scherzte in den Fenstern mit den jungen Staatsauditoren, welche nicht tanzten; bewilligte mit ungemeiner Freundlichkeit der jungen Zoe Dechamp, der Tochter eines berühmten Vendéers, die Erlaubniß, das Stiftskreuz zu tragen, das ihr der Fürst Primas geschickt hatte, und den Titel Comtesse anzunehmen, und mit einem Worte, er war ganz Heiterkeit, was nur sehr selten statt fand. Während dessen man aufs eifrigste tanzte, war ich mit einigen, von

der außerordentlichen Hitze erschöpft, aus dem Saale gegangen, um im Garten eine reinere Luft zu schöpfen. Es war bald Mitternacht. Ein leichter kühler Wind erhebt sich, und wir bemerken unter der Gallerie, die dem Saale gegenüber war, eine Draperie von Flor, die, vom Wind getrieben, sich nach einer Kerze hin bewegt und in Flammen geräth. Wir laufen hin, sie zu löschen. Einer von uns, ich glaube der Adjutant vom Prinz Berthier, klettert mit Mühe längs einer Säule hinauf, ergreift den Vorhang, glaubt ihn erhascht zu haben, macht aber eine falsche Bewewegung, stürzt herab, und zerreißt den Vorhang, der nun ganz entzündet sich in zwei Theile spaltet und das Feuer an zwei Orten anzündet. Man ruft nach Hülfe; es kommt keine. Inzwischen greift das Feuer um sich; es geht das Holz, die seidenen Stoffe an, und findet, mit einem Worte, überall Nahrung. Die Oelmahlerei, der Terpenthin, geben ihm neue Kraft, es greift mit schrecklicher Geschwindigkeit um sich, und man beeilt sich, in den Saal hinein zu gehen und Feuer zu rufen. Diese Anzeige macht allgemeines Schrecken. Aber so sehr man sich auch bemüht, davon zu fliehen, das Feuer ist doch noch schneller; schon ist es im Innern des Saales, schon verzehrt es die Decken, die Glasscheiben springen, die Kron-

leuchter stürzen herab, mit einem Worte, es verzehrt alles, es bedroht alles mit Vernichtung! Die Kaiserin war gerade von ihrem Gemahl getrennt; sie konnte leicht die Thüre gewinnen, aber mit einer ihrer Herkunft geziemenden Seelenruhe ging sie nach dem für sie eingerichteten Thron, setzte sich mit völligem Anschein von Ruhe hin, und erwartete hier den Kaiser. Dieser eilte zu ihr und nahm sie bei dem Arme, zog sie schnell mit sich fort, und von uns, die wir voraus gingen, begleitet, wurde sie einem sichern Tode entrissen. Der Kaiser führte sie bis ins Elisium, dann kam er zu Pferde zurück, um seine Befehle zu geben. Aber einige Minuten hatten schon hingereicht. Das ganze Gebäude war bereits verschwunden; es war nichts, als ein Häufchen Asche da.

Die Unglücksfälle, die dieses traurige Ereigniß veranlaßte, sind zahllos. Der Fürst Kurakin, der russische Gesandte, fiel, als er sich retten wollte, nieder, und wurde mit Füßen getreten. Schrecklich verbrannt blieb er lange in einem hoffnungslosen Zustande, der für seine Tage fürchten ließ. Mehr als vierzehn Personen verloren dabei das Leben; unter andern die Fürstin von Schwarzenberg, die Schwester des Gesandten. Die unglückliche Frau wurde das Opfer ihrer müt-

terlichen Liebe. Sie glaubte, ihre Tochter sey mitten in der Gefahr, stürzte sich hinein, ohne auf etwas zu achten, und fand ihren Tod darin. Die schöne, liebenswürdige Prinzessin Loleyen, die Nichte des Fürst Primas, erfuhr aus gleicher Ursache dasselbe Geschick. Es war ein schrecklicher Anblick, im Garten halb nackende Frauen, von Diamanten funkelnd, herum irren, und dem Schrekken entfliehen zu sehn, der sie verfolgte. Mehr als eine ertrank im Bassin des Gartens, entweder weil sie hinein stürzte, ohne es gewahr zu werden, oder sich hinein flüchtete, den Flammen zu entgehn, welche sie verzehrten. Man hörte nichts als das Geschrei der Angst, die Töne der Verzweiflung. Familien suchten einander zitternd vor Furcht, sich nicht vollzählig zu finden; die Mutter beweinte den Sohn, die Gattin rief nach dem Gemahl, und der Tod eilte unter ihnen allen in der schrecklichsten Gestalt umher. Es war mit einem Wort ein furchtbares Unglück, das, denkt man darüber nach, eine üble Vorbedeutung zu seyn schien, deren sich der Himmel bediente, um seine Mißbilligung einer Heirath zu erkennen zu geben, die an sich nichtig und verbrecherisch *)

*) Wie so? Freilich die Ehe ist ja jetzt in Frankreich nicht mehr auflösbar! D. U.

unter solchen Auspicien geschlossen wurde. Die Zahl der schwer verwundeten Personen war sehr bedeutend, man rechnete mehr als hundert, von denen noch einige an den Folgen starben. Eine Familie war unter andern dabei, die aus sechs Mitgliedern bestand und nach Verlauf eines Monats nur noch eines am Leben hatte!

Der Herzog von Monteleone, ehemals Gesandter des neapolitanischen Hofes beim französischen, lud mich eines Tages ein, ihn ins Museum der Artillerie zu begleiten. Ich kannte dieses anziehende Kabinet noch nicht, und so nahm ich den Vorschlag begierig an. Der Direktor Reinier empfing uns mit der ihm eigenthümlichen Gewandheit. Wir wünschten zuerst die Schlösser zu sehen, die er erfunden hatte, und waren ganz entzückt, als er sie uns erklärte. Nun ging es jedoch an den Hauptzweck unsers Besuchs, und ich gestehe, daß das Museum der Artillerie durch die Art, wie die Zahl der Gegenstände, die es umschließt, eines der interessantesten Gebäude ist. Man fand damals wenigstens eine Menge Rüstungen, woran sich große Erinnerungen knüpften. Hier stand die Rüstung von Roland, von Renaud, von Carl dem Einfältigen, der Jungfrau von Orleans, Franz I., von Tü-

renne; kurz es war nicht ein wahrhaft berühmter Mann, von dem sich hier nicht ein Andenken gefunden hätte. Wir schauderten hier beim Anblick des Dolchs, der dem angebeteten Heinrich IV. das Leben entriß; wir sahen den Degen des heiligen Ludwigs XVI. Warum wollte er ihn denn nicht aus der Scheide ziehn! Endlich führte man uns zu einer reich geschmückten Rüstung, womit die Republik von Venedig Ludwig XIV. ein Geschenk gemacht hatte. Auf der linken Seite war sie verletzt; man sah hier die Spur einer Kugel. Da uns die Unerschrockenheit dieses erhabenen Monarchen bekannt war, so machte uns die Vermuthung Freude, daß diese Spur sich von einer Schlacht herschreibe, aber um diejenigen, die etwa, wie wir, an so etwas hätten denken wollen, irre zu führen, war ein Zeddel daran geheftet, mit den Worten: „Zu wissen ist, daß diese Verletzung nur von einem Pistolenschuß herrührt, den man gegen diese Rüstung feuerte, um die Güte derselben zu prüfen.“ „Das ist eine ganz besondere Vorsorge, die Sie da tragen,“ sagte ich zum Direktor. „Es ist der Befehl einmal so!“ erwiederte er mir. Ich bat ihn um einige Auskunft. Er hatte dann die Güte, uns zu sagen, daß der Kaiser ihm selbst die Weisung

gegeben habe, den Zeddel, der uns so lächerlich dünkte, anzuheften *).

Necker, der Sohn eines Lehrers am Genfer Gymnasium, hatte etwas rechtes gelernt, und kam nach Paris, wo er anfangs Commis beim Banquier Saladin, und dann 1758 als Compagnon mit einem Antheil am Gewinn beim Banquier Theluson aufgenommen ward. Madame Necker, mit dem ziemlich lächerlichen Namen Cuchaud behangen, war die Tochter eines Dorfpfarrers, der ihr jedoch eine treffliche Erziehung gab, weil er die Absicht hatte, sie zur Vorsteherin einer Pensionsanstalt für junge Mädchen in Genf zu bilden. Madame d'Anville kam durch Genf, lernte sie kennen, fand Geschmack an ihr, und nahm sie mit nach Paris. Sie wurde hier die Erzieherin der Schwesterkinder von Herrn Theluson, und heirathete späterin Herrn Necker. Man weiß, wie glänzend die Laufbahn des letztern war, man kennt aber auch seinen Stolz, seine Prahlerei, so wie besonders seine Undank-

---

*) Ludwig XIV. hat nur in den ersten Jahren seiner Regierung die Feldzüge mit gemacht, ohne mehr zu thun, als — im Lager zu schwelgen, wie vorher und nachher in Paris. Die Lorbeeren, die ihm wuchsen, hatte er nie gepflückt. D. U.

barkeit gegen Ludwig XVI. Er gelangte zur Verwaltung des Finanzwesens, durch sein verschlagenes, verschmitztes Benehmen. Immer versicherte er, daß er es, ohne die Lasten des Volkes zu mehren, im Gange erhalten wollte. Man konnte ihn mit einem Zahnbrecher vergleichen, der, um das Schreien des Patienten, den er quält und zerrt, zu verbergen, selbst aus Leibeskräften schreit: „'s thut nicht weh, meine Herren, es thut nicht weh.“ Herr Necker rief nur immer: keine Auflagen! meine Herren, keine Auflagen! Madame Stael, seine Tochter, hatte erst versucht, das Volk gegen Maria Antoinette aufzuhetzen; sie mußte aber dann doch nichts desto weniger auswandern, und zwar gelang ihr dies, nach der Versicherung einiger ihrer Freunde, in einer grotesken Verkleidung auf dem Wagen des Herrn von Narbonne. Nach ihrer Rückkehr wollte sie an ihren Siegeswagen gar zu gern einen Mann spannen, der jedoch zu gewandt war, um sich fangen zu lassen. Eines Abends scherzte sie mit ihm bei einer Wasserfarht.

„Wenn ich und Madame B.— fragte sie ihn, auf einer Barke wären, die eben sinken wollte, welcher würden Sie denn wohl zu Hülfe kommen?“

„Was Sie anbelangt, erwiederte er, so

würde meine Mühe Ihnen zu nichts nützen, da Sie schwimmen können."

Nicht ohne Ueberraschung erfuhr man, daß sie nach Buonapartes Rückkehr einen eben so geistreichen als schmeichelhaften Brief an ihn geschrieben habe, ihm dazu Glück zu wünschen und um in Paris bleiben zu können. Ich sahe das Original des merkwürdigen Briefs in den Händen des Grafen Regnaud de St. Jean d'Angely, der den Auftrag hatte, ihr, so wie einer andern berühmten Dame zu antworten, welche aus gleicher Ursache geschrieben hatte.

Eine Zeitlang brachte Madame Stael unter der kaiserlichen Regierung als Verbannte im Lemandepartement zu, wo sie sich jedoch einer ziemlich seltenen List bediente, der Beobachtung des Präfekten zu entgehen, der damit ganz besonders beauftragt war. Der Kaiser, der sie nicht liebte, wohl aber fürchtete, hatte ihm eingeschärft, sie nicht aus den Augen zu lassen. Der Präfekt entledigte sich dieses Auftrags mit vieler Rücksicht auf die Dame, jedoch auch mit einer großen Strenge. Er verließ sie fast niemals. Inzwischen schien sie dies so wenig übel aufzunehmen, daß sie sich eher stellte, als sey sie für die Ehre, die er ihr mit seinem häufigen Besuchen erzeigte, äußerst verpflichtet. Sie lud

ihn zum Essen, sie bat ihn, ihr Begleiter, so oft als er es könne, zu seyn, und gab keine Fete, wo er nicht zuerst eingeladen war, als wäre er der Gegenstand, die Zierde derselben. Jedoch wünschte sie sich von dem Joch dieser Aufsicht, die am Ende in eine Gefangenschaft ausarten konnte, wenn es Napoleon durch Zufall einfiel, zu befreien. Sie gab also vor, wie sie große Brustschmerzen leide; als sie einige Zeit so geklagt hatte, legte sie sich zu Bette, ihr Arzt versicherte, sie werde keinen Monat mehr leben. Der Präfekt erkundigte sich selbst nach ihrem Befinden, und ward mehrere Tage lang in ihr Zimmer geführt. Jedoch das Uebel nahm zu, und man bat ihn, sie nicht mehr zu stören. Er war dazu zu bescheiden, zu höflich, und schickte nur täglich einen Bedienten, um sich erkundigen zu lassen. Inzwischen mußte er doch an den Polizeiminister den Bericht über die Dame einliefern, er schrieb dann, daß sie sich in schlechten Umständen befände, und vielleicht in vierzehn Tagen todt seyn würde. Wie erstaunte er, als er vom Minister eine Antwort erhielt, in welcher man ihm die lebhaftesten Vorwürfe machte, und die Nachricht gab, daß Madame Stael nach Deutschland geflohen sey, und sich hier sehr wohl befände.

Er begab sich sogleich in das Hotel der Verfasserin der Corinna, ließ sich die Thüren aller ihrer Zimmer öffnen, fand aber nichts, als die Gewißheit, daß er betrogen worden sey!

Ich war bei einer Sitzung des Staatsraths Zeuge eines Auftritts, der alles in Schrecken setzte; jedoch kann man dem, was ich erzählen will, um so mehr Glauben beimessen, da ich alles mit eigenen Augen gesehen habe. Die Sache muß inzwischen etwas weit hergeholt werden. Bekanntermaßen hatte Pius VII. den Bannstrahl gegen den Kaiser und seine Räthe geschleudert. Die Sentenz desselben war nach Frankreich geschickt, und heimlich in der Kirche von Notredame publizirt worden. Mehrere Abschriften hatten sich in Frankreich davon verbreitet. Der Abt Astros hatte sie gesammelt; sein Vetter, der Generaldirektor des Buchhandels und der Druckereien wußte darum, aber ohne an den Kaiser davon zu rapportiren, verbarg er die Sache; ja er that noch mehr, er las die Bulle des Pabstes, die er in dem innern Hutkopfe verbarg, in mehrern Häusern vor. Der Herzog von Rovigo, ein heimlicher Feind des Minister P.—, ermangelte nicht, den Kaiser davon zu benachrichtigen, der sogleich in entsetzlichen Zorn gerieth, und

demselben gar bald freien Raum ließ. Ich war des Morgens bei ihm in Dienst, und in Folge der neuen Gewohnheit begleitete ich ihn in den Staatsrath; er ging wild hinein, warf auf die schon versammelten Räthe einen drohenden Blick, und begab sich eilig auf seinen Platz, ohne ein Wort mit irgend jemand zu sprechen. Man hörte ihn nur Verwünschungen gegen Pfaffen, Pabst und Bigotte murmeln. Bei dem letztern Worte glaubte man, er frage nach dem Staatsrath dieses Namens, und man sagte ihm, er sey bereits da.

„Wie?“ rief er, habe ich Bigot gerufen? Er soll sich mit den andern —“

Indessen bald beruhigte er sich wieder und sagte: „Bigot, ich ernenne Sie zum Minister des Kultus.“

„Sire, erwiederte Bigot, der Graf Portalis —“

„Portalis ist ein Schwachkopf, wo nicht gar ein Verräther!“ sagte der Kaiser.

Einige Minuten nachher trat Portalis ein. Er wußte nicht, daß von ihm die Rede gewesen war, und machte dem Kaiser eine tiefe Verbeugung. Wie er jedoch seinen Platz einnehmen wollte, sagte ihm der erstere mit mürrischem Ton: „Bleiben Sie, wo Sie stehen!“ Dann warf er

auf den Grafen einen forschenden Blick, und schien sein Inneres ausspähen zu wollen. Portalis, erschrocken, leichenblaß, kann sich kaum auf seinen Knieen erhalten, und sucht sich nur auf einen Stuhl zu stützen.

„Lehnt Euch nicht an! ruft Napoleon, steht! Ihr solltet auf Euren Knieen liegen, dies ist die Stellung, die Euch zukommt!“

„Sire! —“

„Kein Wort! Ich verbiete Euch zu reden!“

Der Kaiser stieg von seinem Thron herab, und setzte sich auf einen Sessel dem Minister gegenüber.

„Wißt Ihr, fragte er, was vorgestern in der Kirche von Notre Dame vorgegangen ist? Kein Stottern, keine Jesuitenausflüchte.“

„Sire, ich wußte —“

„Ihr wußtet es, und habt mir nichts davon gesagt? Nehmt Ihr darum den Platz ein, auf den ich Euch hingestellt habe, um ein treuloses Stillschweigen über solche Schleifwege zu beobachten? Muß der Gehorsam, den Ihr mir schuldig seyd, solchen vorgeblichen religiösen Betrachtungen weichen? Wer ist Euer Herr? Ich oder der Pabst?“

„Sire, ich erinnere mich meines Eides, ich kenne den Umfang meiner Pflichten.“ —

„Euern Eid? Ihr habt ihn gebrochen; Eure Pflichten? Ihr habt sie verrathen! Wie könnt Ihr schweigen, wenn man mich öffentlich herabsetzt; wenn man auf der Kanzel den Namen Eures Kaisers, Eures Herrn mit schändlichen Verwünschungen befleckt? Wie könnt Ihr ohne Unwillen dabei bleiben? Wie könnt Ihr anstehn, meine Rache gegen den Bösewicht aufzufordern, der kühn und schändlich genug war, gegen mich den Kirchenbann auszusprechen? Ist es Euch erlaubt, Pfaffen zu hätscheln, anstatt über sie zu wachen? Wie, die Bulle, welche mich in Bann thut, wird publizirt, und Ihr schweigt, Ihr laßt den Schurken, der dieses wagt, nicht, an Händen und Füßen gebunden, in den Kerker werfen? Ist es wahr, daß diese schamlose Akte von dem versammelten Kapitel durch einen Generalvicarius vorgelesen worden ist?“

"Sire, man sagt es." —

„Was habt Ihr gethan, um dies in Erfahrung zu bringen?“

„Nichts, Sire, ich glaubte, daß wenn ich offen gegen einen Mann zu Werke gehn wollte, der bei diesen Umständen seine heilige Pflicht zu thun glaubte, dies ihm den Werth beilegen müsse, zu dem gewöhnlich ein Märtyrer gelangt, und

hielt es für meine Schuldigkeit, ihn in Vergessenheit zu begraben."

„Schwachkopf, der Ihr seyd! Geht fort, pakt Euch! — — Ihr habt alles von meinem Zorn zu fürchten."

Gleichsam als erinnerte er sich an Etwas, das ihn besänftigte, setzte er etwas ruhiger hinzu: „Graf, ich bin über das alles sehr erbittert; zumal wenn ich an Ihren Vater denke."

So endigte sich diese Sitzung, die ich nie vergessen werde. Einige Tage nachher fand der Auftritt mit dem Abt Astros statt, den wir schon oben mitgetheilt haben (S. 17) *).

Eines Tages war der Kaiser bei Tafel, und verlangte eine Schüssel zu kosten, die vor der Kaiserin stand. Er sagt einem Tafelbedienten, daß er sie holen soll, während er ihm mit den Augen folgte. Dieser irrt sich, und statt das verlangte Gericht zu bringen, ergreift er eine andere. Der Kaiser, unwillig darüber, sagt nichts, und genießt im Gegentheil etwas davon. Auf

---

*) Daß Napoleons ganzes Benehmen, sein Verfahren gegen den ganz im alten Geiste handelnden Pabst dadurch außerordentlich gemildert, minder gehässig erscheint, giebt jeder Unbefangene gewiß zu.

D. Ueb.

einmal aber steht er auf, speit alles, was er genossen hat, weg, schlägt dem, der ihn falsch bedient hat, ins Gesicht, und ruft: „Du hast mich vergiftet."

Diese Worte bringen alles in Aufruhr. Die Kaiserin wird blaß. Der Bediente wird ins Gefängniß geworfen. Die Aerzte laufen herbei; sie verordnen einige Gegenmittel. Guyton-Morveau, der berühmte Chemiker, wird geholt; er untersucht die Sauce, und es ergiebt sich denn daraus, daß das, was man für Gift genommen hat, eine treffliche Trüffelsauce ist!

Den Minister Daru liebte der Kaiser nicht wegen seiner Talente, aber wegen seiner knechtischen Dienstfertigkeit. Es nannte sich derselbe einen guten Haushalter. Allerdings hatte er auch immer einige Millionen von den ihm zufallenden Fonds in seiner Kasse, um seinem Herrn aushelfen zu können. Im Gegensatz davon waren die Officianten oft unbezahlt, man säumte, die Rechnungen der Lieferanten zu berichtigen, auch war der schändliche Mann der Gegenstand von wer weiß wie viel Verwünschungen. Das kümmerte ihn jedoch wenig; er gab alle Jahre eine große Fete, und machte sich über die Vorwürfe, die man ihm machte, lustig, indem er

sich auf die Gunst seines Gebieters stützte. Aber diese Gunst schützte ihn freilich nicht immer, so groß sie auch war, gegen den Zorn der kaiserlichen Majestät. Als der Graf Daru dem Kaiser eben ankündigte, daß wir Isle de France verloren hatten, so machte er den Rapport davon mit einer sehr unbefangenen Miene. Der Lohn dafür war eine derbe Ohrfeige von der Hand des zornigen Monarchen.

„Denkt Ihr, rief er, ich sey ein Philipp IV., und Ihr ein Herzog von Olivarez" *)?

Unsere Leser müssen sich erinnern, daß der letztere, als Philipps Minister, gleich nach der Verschwörung, die den Herzog von Braganca auf den portugiesischen Thron setzte, zu seinem König mit den Worten eintrat: „Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht. Der Herzog von Braganca hat Ihnen so eben seine weitläuftigen Besitzungen abgetreten, denn er hat die Thorheit begangen, sich auf den Thron von Lissabon zu setzen."

Der diensthuende Huissier S.— in dem kaiserlichen Zimmer erzählte uns einst folgenden Zug.

---

*) Aehnliche Auftritte mit dem Gr. Daru gab es über die Armeeverwaltung auch 1813 in Dresden.

D. U.

„Ich war, sagte er, jüngst im Zimmer des Kaisers damit beschäftigt, das Feuer in Ordnung zu bringen, als der Herzog von Rovigo eintrat. Er redete mit dem Kaiser ganz leise. Während dessen war ein Brand vom Roste herunter gefallen; ich suche ihn zu fassen, er entschlüpft mir, und es vergehn wohl zwei oder drei Minuten. Auf einmal bekomme ich einen heftigen Fußtritt, und falle auf die brennenden Holzstücken. Zum Glück, daß ich die Feuerzange hatte, und diese dazu diente, ein wenig den Fall auszupariren, ich würde mir sonst das ganze Gesicht verbrannt haben. So kam ich noch mit einigen starken Verletzungen der Haut davon. Ich raffte mich geschwind auf, und der Kaiser rief mir zu: „Wie, Elender, du bleibst hier, um mich auszuhorchen!“

„Ich gehe trostlos fort, und fürchtete gar fortgejagt zu werden, aber weit entfernt, schenkte er mir am Morgen eine Rolle von hundert Goldstücken.“

Seitdem betrachtete der Mann Buonaparten als seinen Wohlthäter. Aber freilich war es diese Menschenklasse nicht allein, die Napoleon daran gewöhnt hatte, seine Brutalitäten gelassen zu ertragen. Ich kannte große Herren, denen die

Ohrfeigen von der kaiserlichen Hand als wahre Dotationen galten *)!

Der Maler David, dessen Talente sein Verbrechen (des Königsmords) nicht verhüllen konnten, arbeitete an dem bewundernswürdigen Gemälde der Leonidas bei Thermopylä. Einst befand er sich bei Napoleon zum Frühstück, wo man ihm als erstem Maler den Zutritt gönnte. Der Kaiser fragte ihn, warum er noch nicht das Gemälde: die Vertheilung der Adler angefangen hätte, dessen Ausführung seinem reinen kraftvollen Pinsel anvertraut war. David war, wie viele der andern wilden Republikaner, ein gewandter Hofmann, aber hier vergaß er doch seine Rolle und sagte: er habe schon lange das Gemälde der Thermopylen in der Arbeit, und wünschte es zu beendigen, bevor er ein neues Werk anfange.

„Bah! Bah! sagte der Kaiser, das ist ein allerliebster Gegenstand zu einem Gemälde! Wie

---

*) Bei einem andern Fürsten würde das Benehmen gegen den Stubenheizer Uebereilung und Wiedergutmachen heißen, und als ein Zug von Herzensgüte gepriesen werden. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. haben sich, so wie Joseph II., vieler solcher „Dotationen" schuldig gemacht, ohne sie immer zu vergüten.

D. U.

kann man sich nur für die Besiegten interessiren? Denn etwas anders waren die Griechen doch nicht. Glaubt mir, lieber David, Ehre, Größe, Gerechtigkeit, alles das findet sich nur auf der Seite, wo der Sieg sich hinneigt. Die Spartaner waren Narren, mit 300 Mann gegen die zahlreichen Armeen des Perserkönigs zu kämpfen. Noch mehr, ich sage, sie waren Rebellen. Denn wenn der Widerstand vergebens ist, dann wird er Rebellion. Die Welt besteht nur aus Starken und Schwachen. Die erstern sind Herren; die Pflicht der andern ist, zu gehorchen. Ein Volk, das seine physische oder moralische Schwäche der Gewalt eines Eroberers preis giebt, verdient vernichtet zu werden, wenn es sich nicht unterwerfen will. Umsonst suchen auch einige Fanatiker meiner Macht zu trotzen. Aber ich bin der stärkste; ich werde Herr bleiben, und das Volk ist verloren, das sich widersetzt!"

Bei diesen Worten funkelte sein Auge, und rasch eilte er in sein Kabinet. David war ganz bestürzt, und begriff gar nicht, wie die Aufopferung der Helden bei Thermopylä so die Galle Sr. Majestät erregen konnte; alle Umstehenden waren in einer ähnlichen Lage. Inzwischen muß man wenigstens wissen, daß, als er so hitzig

ward und fortging, es nicht mehr den Spartanern, sondern den Spaniern galt! —

Die Großherzogin von Berg, die Prinzessin Caroline, konnte nie ohne Unmuth ihre Schwägerin, die Gemahlin des Königs Joseph von Neapel sehn; sie zitterte allemal vor Neid, daß sie sie bei öffentlichen Gelegenheiten als Majestät behandeln mußte. Eines Tages beklagte sie sich lebhaft gegen den Kaiser, daß er nicht daran gedacht habe, ihr eine Krone zu geben.

„Das wundert mich, liebe Schwester, antwortete Napoleon ganz kaltblütig. Man sollte denken, wenn man Dich hört, ich hätte Dich der Erbschaft unsers seeligen Vaters beraubt."

Und damit drehte er ihr den Rücken zu.

Der Baron Cap. — war der alte Liebhaber der Prinzessin Elisa Bacciochi, und früher Schauspieler gewesen. Aus Dankbarkeit empfahl sie ihn ihrem erhabenen Bruder, der ihn zum Präfekten des Lemandepartements ernannte. Der Direkteur der Gesellschaft, wo Cap. — mehrere Jahre lang angestellt gewesen war, kam eben in den Hauptort des Departements. Die Polizeivorschriften verpflichteten ihn, sich an den Präfekten zu wenden, um die Erlaubniß zu bekommen,

Vorstellungen geben zu dürfen. Er ging also in die Präfektur. Mehrere Tage lang wird er von einem Bureau zum andern geschickt, ohne bis ins Kabinet des Präfekten gelangen zu können. Von allen den Schwierigkeiten ermüdet, will er den letzten Versuch machen, entschlossen, seine und seiner Gesellschaft Talente in eine andere Stadt zu verpflanzeu, wo Schauspieler besser als bei diesen Herren Schreibern empfangen werden. Er kommt also noch einmal in die Präfektur, geht schnell über den Hof, ohne den Schweizer anzusehen, und steigt die Treppe hinauf. Kaum hat er die letzte Stufe erreicht, als er auf den Herrn Baron von Cap.— stößt, dem der erste Sekretair und ein Büreauchef folgt. Alle beide erkennen sich.

„Je! Gott grüß Dich, lieber Cap.—! sagte der ehrliche Mann, und fällt ihm, dem alten Kameraden, um den Hals; nun wahrhaftig, das freut mich, Dich hier zu finden. Hast Du also wirklich das Theater verlassen? Hast Du etwa ein Amt hier? Ach so thu mir doch den Gefallen und sag mir, wo der Präfekt ist, ich muß nothwendig mit ihm sprechen. Ich wollte gern in der Stadt hier einige Vorstellungen geben.“ —

Während er so spricht, giebt er nicht auf

die Winke Acht, welche ihm der Baron macht, um ihn zum Schweigen zu bringen, und er fährt immer fort, ihn mit Fragen zu bestürmen, von denen immer eine unangenehmer ist, als die andere. Endlich faßt sich der arme Cap.—, der in der peinlichsten Verlegenheit ist, und sagt dem unwillkommenen Plauderer ins Ohr: „Mein Gott, ich bin der Präfekt, erwarte mich in meinem Kabinet.“

Er kam denn bald darauf zu ihm, und da nun keine lästigen Zeugen zugegen waren, so überhäuft er ihn mit den lebhaftesten Freundschaftsbezeugungen, und entließ ihn nicht eher, als bis er ihm seinen Schutz zugesichert hatte. Dieser eilt dann zu seinen Kameraden voller Freuden über das glückliche Zusammentreffen, aber den nächsten Morgen erhielt er Befehl, mit seiner Gesellschaft sowohl, als für seine Person, die Stadt zu verlassen.

Der Kaiser Napoleon hatte viel Freude daran, gegen seine Höflinge geheim zu thun, und ihre Plane zu durchkreuzen. Die ersten Staatsbeamten waren nicht immer vor solchen Späßchen sicher, die gewöhnlich obendrein nicht sehr zum Lachen waren. Dem Minister des Innern, Chap-

tal, spielte er indessen einen Streich, dessen Kenntniß dem Leser vielleicht Vergnügen machen wird.

Der Minister unterhielt die Schauspielerin Bourgoing, welche er beim Theater Francois aufnehmen ließ, und hatte das Unglück, dabei sehr eifersüchtig zu seyn. Buonaparte sandte ihm eines Abends um 11 Uhr den Befehl zu, nach den Tuilerien zu kommen. Der Ueberbringer des Billets geht ins Hotel des Ministers, man sagt ihm, dieser sey ausgegangen, und wahrscheinlich bei der schönen Bourgoing, wo er ohne Zweifel die Nacht zubringen werde. Er hatte ausdrücklichen Befehl, dem Minister das Papier selbst in die Hände zu liefern, und verfügt sich in die Wohnung der Schönen, um ihre Exzellenz aufzusuchen. Eben wie der Graf ins Bett steigen will, langt er an. Man urtheile selbst, ob ihm die Botschaft angenehm seyn konnte. Er theilt der Geliebten den Inhalt des Billets mit, da er jedoch hofft, nicht lange aufgehalten zu werden, so verspricht er ihr bald zurück zu kommen. Eilig wirft er sich in die Kleider, springt in den Wagen, und fährt gerade in die Tuilerien. Man führt ihn sogleich ins Schlafzimmer des Kaisers, und dieser läßt ihn an einen Arbeitstisch hinsetzen, wo er selbst bereits Platz genommen, um nun mit ihm über verschiedene Gegenstände

von Dekreten zu sprechen. Mademoiselle Bourgoing hat sich inzwischen gleich nach der Entfernung des Ministers nieder gelegt, wenig bekümmert, ob er zurück komme, oder nicht. Kaum hat der Schlaf jedoch ihr Auge geschlossen, als sie an der Hausthüre gewaltig klopfen hört. Sie glaubt anfangs, es sey der Minister, der schon zurück gekehrt und ungeduldig sey, in ihre Arme zu eilen; aber wie erstaunt sie, als sie ein Billet vom Kaiser empfängt. Sie öffnet es zitternd, und liest mit vieler Mühe die Worte, von Sr. Majestät eigenhändig geschrieben: „Sie kommen sogleich in den Pallast der Tuilerien!"

Dieser neue Befehl verdoppelt ihre Unruhe, ihre Verlegenheit. Sie forscht den Boten aus, um sich einige Aufklärungen zu verschaffen; er kann keine geben, und sie muß, mit einem Worte, gehorchen. So steht sie denn auf, so kleidet sie sich so sorgfältig an, als es die Kürze der Zeit, die ihr vergönnt ist, zuläßt, befiehlt anzuspannen, und fährt hin. Im Augenblick, wie sie ankommt, zerbricht sich der Minister eben den Kopf über den Eingang zu einem Dekrete. Der Kammerdiener des Kaisers tritt ein, und fragt den Monarchen, ob er herein lassen könne? „Ja!" sagte er. Der Minister, neugierig zu sehn, wer denn Se. Majestät zu so ungewöhnlicher Stunde besuche,

sieht sich um, und sieht die schöne Iphigenia mit dem unschuldigen und sittsamen Wesen, das ihr eigen ist, daher kommen. Bei diesem Anblick läßt er die Feder aus der Hand fallen; der Mund bleibt ihm vor Erstaunen offen stehn; er ist, wie versteinert. Die Schauspielerin nähert sich dem Kaiser, der sich nicht umdrehte, sie zu sehn, und fragt ehrfurchtsvoll: „Was Sr. Majestät Befehl wäre?"

„Entkleiden Sie sich!" sagte Buonaparte, immer ohne einen Blick auf sie zu thun, und mit einem Tone, der nicht den mindesten Widerspruch vertrug. Sie entkleidet sich; der arme Chaptal schwitzte große Tropfen, und mußte seine Feder wieder aufnehmen, ohne daß es ihm möglich war, ein Wort zu schreiben. Er schien, einen Flor vor den Augen zu haben. Als das letzte Kleidungsstück abgelegt war, sagte die Schauspielerin, daß sie dem Befehl nachgekommen sey.

„Nun gut, legen Sie sich nieder!" sagte der Kaiser, indem er die Uhr heraus zog, und Miene machte, sich bald selbst niederzulegen.

Inzwischen trug er dem Minister eine neue Arbeit auf, welcher auch, trotz des Fiebers, das ihn durchglühte, pflichtschuldigst daran ging. Zwei Stunden gehn hin, und es ist noch keine Rede davon, die Arbeit zu endigen. Endlich

bricht bereits der Tag an. Die Bourgoing ist augenscheinlich voll Ungeduld, daß der Kaiser neben ihr Platz nehmen soll. Sie wollte ihn erinnern, daß sie da wäre, aber kaum hatte sie ihren Mund aufgethan, als ihr der Kaiser sagte: „Stehn Sie auf; kleiden Sie sich an, ich brauche Sie nicht mehr.“

So wie sie fort war, ward auch der Minister entlassen. Den Tag darauf erzählte der Kaiser allen seinen Verwandten das Abentheuer, welches gar bald den Gegenstand der Unterhaltung in allen Gesellschaften von Paris machte. Man behauptet, daß der Graf Chaptal, welcher dabei die erbärmlichste Rolle spielte, doch keine Empfindlichkeit darüber bezeigte, während es ihm nur Mühe kostete, den Zorn seiner Geliebten zu besänftigen, welche aufs schrecklichste beleidigt zu seyn glaubte.

„Ach Liebe, sagte der gutmüthige Mann, wie müßten wir thun, wenn er die Beleidigung noch weiter getrieben hätte?“

Die Prinzessin Elisa, die älteste Schwester des Kaisers, war nicht schön. Sie glich ihrem Bruder Napoleon ungemein, und dies Modell ist doch nichts weniger als reizend. Außerdem pflegte sie ihn noch sich in allen ihren Handlun-

gen, im ganzen Benehmen zum Vorbild zu nehmen.. Elisa war im größten Umfange des Wortes galant. In ihrer Jugend war sie die Hauptstütze des Zirkels, den ihre tugendhafte Mutter in Marseille hielt, und da sie ihren Anbetern ohne Bedenken die Schläge zurück gab, die sie etwa empfing; so stand sie bei ihrer Familie im Rufe, Muth zu haben, eine Sache, mit der die Buonapartes sich selten brüsten konnten. Sie heirathete den Enkel eines Seiltänzers, den Signor Bacciochi, einen liederlichen, erbärmlichen, gemeinen Menschen, ohne Geist, ohne Kraft, ohne irgend ein Verdienst, unfähig, die geringste edle Handlung zu üben, bei jeder Gefahr in Angst, und nur zur Flucht rathend, wo nicht wenigstens dreißig gegen einen waren. Der einfältige Tropf hatte einiges Vermögen, und Napoleon glaubte gut daran zu thun, ihm seine entehrte Schwester zu geben, welche nicht einmal mehr der Senator F.—, der sonst in der Wahl seiner Geliebten eben nicht delikat war, haben wollte. Inzwischen das Glück, oder die göttliche Rache setzte auf Frankreichs Thron einen Mann, der bestimmt war, Europa zu züchtigen, und seinerseits dann vernichtet werden sollte, wie die Ruthe, deren sich der Himmel bedient hat!

So wie Napoleon sich fest gesetzt hatte, so

trieb ihn unter allen Gliedern seiner Familie gewiß niemand so sehr, eine Krone herzugeben, als Madame Bacciochi; indessen ging es doch unmöglich an, ihren Mann regieren zu lassen; eine solche Wahl hätte die Menge der Tapfern empört, welche zu den Eroberungen beigetragen hatten, und nun glaubten, ein Recht darauf zu haben. Napoleon trennte also, immer von seiner ehrgeizigen Schwester gepeinigt, von seinen weitläuftigen Staaten ein Stück unter dem Namen des Fürstenthums Lucca und Piombino ab, womit er sie belehnte. Sobald sich Elisa als Herrscherin erblickte, so verlor sie vollends den Kopf. Sie eilte, die ihr zugetheilten Länder in Besitz zu nehmen, und machte den Anfang mit einer Gesetzgebung. Die Bosheit der Italiäner begrüßte sie gar bald mit dem Beinamen einer italiänischen Semiramis. Jedoch, indem sie ihre Unterthanen regierte, vergaß sie auch nicht, ihren Lieblingsneigungen zu fröhnen, gar bald sah man sie von einem Haufen Anbeter aus allen Ständen umringt. Alles schien ihr gut genug, und mit einer großen Figur, breiten Schultern, schwarzen glänzenden Augen, hatte man immer Hoffnung, am Hofe von Piombino sein Glück zu machen. Die Messalinen, Faustinen sahen sich jetzt übertroffen. Die niedrigsten Ausschweifun-

gen, die gemeinsten Laster zeigten sich hier ohne Scheu, ohne Rückhalt. Elisa brachte von allen Orten her eine Menge verdorbener Weiber, stolzer Hofnärrinnen zusammen, die ihre Gemeinheit mit dem schönen Namen ihrer Gatten bedeckten. Dies war der Hof zu Lucca, und später der zu Florenz, wo die Intriguen der weiblichen Höflinge immer noch durch die ihrer Gebieterin übertroffen waren. Jedoch um das beispiellos Auffallende ja noch recht zu mehren, hatte die Unverschämte auch noch die Narrheit, auf ihren Gemahl eifersüchtig zu seyn. Sie verlangte vom Signor Bacciochi streng eine Treue, welche sie so schlecht beobachtete, und der arme Fürst war in der That in einer verzweifelten Lage. Eine Menge Spione umgaben ihn unaufhörlich. Es war ihm nicht möglich, nur etwas entfernte Eroberungen zu versuchen. Er mußte sich mit den Kammerfrauen seiner Gemahlin, oder einigen Bauerweibern begnügen, die er etwa auf seiner Jagdpartie fand. Einesmales kam er wegen solcher Ausschweifungen vier volle Wochen in Arrest. Unter dem Namen Conservatorium war von Elisen in Lucca eine Pensionsanstalt errichtet, wo ihr zu Gefallen alle Töchter der Staatsbeamten erzogen wurden. Hier wählte sie ihre Vertrauten aus, und wenn sie verdorben waren, der Lüstern-

heit ihrer Heiducken genügt hatten, dann wurden sie entweder an französische Beamte verheirathet, oder an reiche Particuliers, die sich dazu bequemen oder fürchten mußten, aufs empörendste geneckt zu werden. Der Kaiser gerieth inzwischen über diese Dinge einigemal in Zorn, er donnerte dann gegen seine Schwester los, und hob den gerade begünstigten Geliebten auf, der freilich den nächsten Tag wieder besetzt war. Dies war z. B. mit dem uns schon bekannt gewordenen Präfekten Cap. — der Fall, dessen Intrigue zu viel Aufsehen machte, und von Bacciochi, aus Rache gegen seine Gemahlin, dem Kaiser selbst angezeigt wurde.

Inzwischen, die unersättlichen Ausschweifungen der Prinzessin waren auch noch mit eben so heftigem Durst nach Geld gepaart. Sie nahm mit vollen Händen, sie häufte Schätze zusammen, und schätzte die für reich gehaltenen willkührlich. Jeden Monat sandte sie starke Summen, Sachen von Werth, bald nach Corsika, bald nach Frankreich ab; denn alle diese Souveraine betrachteten ihr Reich als eine Pfründe, als eine Goldgrube, wo sie ihren besondern Vortheil zu finden suchten, das sie einst dem rechtmäßigen Eigenthümer zurück geben müßten. Keiner wagte es, zu hoffen, sein großer Bruder sey fest

genug auf dem eingenommenen Throne. Die schändlichste Scene, die sie spielte, war ohne Zweifel folgende:

Der Marquis von S. zog eines Tages ihre Aufmerksamkeit auf sich. Inzwischen ihn zu fassen war nicht leicht. Der junge Mann hatte Geist, Grundsätze, lebhafte Liebe zu seiner Gemahlin, deren Schönheit und Grazie ganz Toskana bewunderte. Die Aufmerksamkeit, die Zuvorkommenheit, ihre Blicke und verbindlichen Worte scheiterten an ihm; die Prinzessin wollte vor Verdruß vergehen. Da sie sich inzwischen dabei zu benehmen wußte, so kam sie auf den Gedanken, die Marquise zu verführen, und sahe voraus, daß diese dann schon selbst das Ihrige thun würde, ihren Gatten zu überliefern. Sie trug dem Grafen von Las—, einem der größten Lüstlinge ihres Hofes, auf, sich an die junge Dame zu machen. Sie liebte ihren Mann, jedoch in Folge von Aufmerksamkeit, Zudringlichkeit, gelangte der Graf dahin, gehört zu werden. Die Prinzessin wünschte jedoch mehr, und lud ihre Nebenbuhlerin zur Tafel ein. Hier nöthigte man sie zu trinken, sie verlor die Besinnung, und machte nun den sie entehrenden Sieg nicht mehr streitig. Freilich weinte sie, freilich verging einige Zeit, ehe sie sich an die neue Lage ge-

wöhnte, aber in die geheimen Zirkel Elisens eingeführt, durch die Sophistereien einer Menge verdorbener Menschen beschwichtigt, wurde sie den andern gleich, und nun ließ sie die neue Semiramis begreifen, was sie wünsche, und bewies ihr, daß das einzige Mittel, den Vorwürfen ihres Gemahls zu entgehn, in nichts bestehe, als ihn auf den nämlichen Weg zu bringen. Dies war jedoch umsonst. S. verabscheute immer das Verbrechen; die Prinzessin warf sich umsonst in seine Arme, sie ward zurück gewiesen. Endlich machte sie ihn zum Zeugen der Ausschweifungen seiner Frau. In dieser schrecklichen Erfahrung kehrte der Graf, vom Gefühl der Verzweiflung übermannt, nach Hause, und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Die Ursache dieses Selbstmordes blieb nicht lange verborgen. Die Prinzessin that nun, ganz in einem ihrer würdigen Widerspruch, als könne sie die Marquise nur mit Schaudern sehn, sie jagte sie öffentlich aus dem Schlosse fort, und zwang sie in ein Kloster nach Pisa zu gehn. Wir fragen, ob wohl ihr Bruder hätte schlimmer handeln können?

Ganz in seinem Geiste liebte sie auch ganz unerwartete Wendungen. Den Tag vor ihrer Flucht aus Florenz sprach sie noch beim Lever

mit den öffentlichen Beamten, welche einige Furcht äußerten; sie schwur, niemals Toskana zu verlassen, jeden seiner Stelle zu entsetzen, der etwa seine Habseligkeiten nach Frankreich absenden würde, und doch hatte sie zwei Tage vorher alles, bis aufs Küchengeräth einpacken lassen, und im Augenblicke, wo sie sprach, schwammen ihre Ballen den Arno hinunter, um auf den Fahrzeugen eingeschifft zu werden, die sie aus Toskana fortführen sollten. Lügen, Zweideutigkeiten, Geiz, Grausamkeit, Ausschweifung scheinen, mit einem Wort, in dieser Familie einheimisch zu seyn!

Zu der Zeit, wo sich Buonaparte die kaiserliche Krone aufs Haupt setzen wollte, lag ihm gar viel daran, das Urtheil zu hören, das die Fürsten Europas darüber fällten. Aus Furcht, von seinen Gesandten dabei hintergangen zu werden, die meistentheils sehr ungetreue Agenten sind, wenn es darauf ankömmt, ihren Gebieter die Wahrheit erkennen zu lassen, suchte er dies mehr auf eine indirekte, aber sicherere Weise zu erreichen. Um diese Zeit stellte der Abbe d'A.—, der Aumonier aller französischen Freimaurerlogen, der Schmeichler in Prosa und Versen bei allen Großen Frankreichs, einen angesehenen Russen vor, dessen doppelsinnige Worte, mit einem vor-

sichtigen Benehmen verbunden, die höchste Vorstellung erweckten. Der Graf von Petrovlow — so hieß er — sprach geläufig französisch, und verstand die Kunst, sich Glauben zu verschaffen. In große Angelegenheiten eingeweiht, empfing ihn Cambaceres ungemein ausgezeichnet, und sprach lange mit ihm, da man ihm den Russen beim Lever vorgestellt hatte.

Er fragte ihn: „wie denn im Allgemeinen sein Herr und St. Petersburg über die neue Würde dächte, welche der erste Consul sich anzueignen gedenke?“

Der Graf spielte anfangs den Zurückhaltenden, und antwortete ausweichend. Er machte dem zweiten Consul bemerklich, daß er noch nicht die Ehre habe, hinlänglich gekannt zu seyn, um über diesen Gegenstand ganz offen zu ihm zu sprechen, und daß es wenig Zutrauen erwecken würde, wenn er gleich bei der ersten Vorstellung die Meinung seines Vaterlandes über einen so wichtigen Gegenstand verrathen wollte, vorausgesetzt, sagte er noch, daß ich sie kenne. Cambaceres billigte seine Zurückhaltung, trieb die Fragen nicht weiter, und lud ihn nur ein, wieder zu erscheinen, wozu sich der Graf anheischig machte, obschon, wie er sagte, die Zeit seines Aufenthalts in Frankreich kurz und gänzlich mit Geschäften an-

gefüllt sey. Indessen versprach er, nicht ohne Abschied vom Prinzen genommen zu haben, fortzureisen. Den nämlichen Abend hatte Cambaceres nichts wichtiges, als Buonaparten von der Bekanntschaft in Kenntniß zu setzen, die er gemacht hatte, und wie sehr dieser Graf Petrovlow geeignet sey, das in Erfahrung zu bringen, was sie so gern wissen wollten, wenn man ihn nur dahin bringen könne, sich zu erklären. Buonaparte begriff in der That gar geschwind, wie wichtig dieser Mann seyn könne, auch trug er dem Prinzen auf, darauf Rücksicht zu nehmen. Inzwischen es vergingen acht Tage, und der Graf erschien nicht. Diese Gleichgültigkeit überraschte Cambaceres, er ergriff den Ausweg, nach dem Abbé d'A. zu schicken. Dieser versicherte, daß ihm der Fremde seit dem Tage, wo er ihn vorgestellt habe, nicht wieder vor Augen gekommen sey.

„Sie müssen, sagte Cambaceres, ihn einladen, heute bei mir zu essen. Seine Bekanntschaft ist mir zu interessant, um sie nicht zu frequentiren.“

Sehr vergnügt über einen solchen Auftrag, eilte der Abbé ins Hotel de Richelieu, wo der Graf wohnte. Wie groß war jedoch sein Erstaunen, als er, wie er eintrat, alles zur Abreise

fertig sah. Die Koffer waren bereits gepackt, sie durften nur weggetragen werden. Als er ihm sein Erstaunen bezeigt hatte, bat der arme Abbé, ihm die Ursache einer solchen schnellen Abreise zu entdecken.

„Ich bin außer mir, sagt der Russe, Paris aus einem solchen Grunde verlassen zu müssen. Ich glaubte Geld genug zu haben, um hier einige Monate verweilen zu können, aber einige Verluste im Spiele, ein Außenbleiben meiner Wechsel zwingen mich, die Rückreise nicht länger aufzuschieben. Ich habe gerade noch Geld genug, um in der Heimath anzukommen. Landsleute habe ich hier genug, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, mich verbindlich zu machen, aber ich bin zu stolz, um ihnen etwas zu verdanken, und kann das Schuldenwesen überhaupt nicht leiden. Behalten Sie, was ich Ihnen sage, bei sich, und empfehlen Sie mich dem zweiten Consul. Sagen Sie ihm, daß ich, ohne die dringende Nothwendigkeit, es mir zur Pflicht gemacht haben würde, ihm selbst zu bezeugen, wie sehr ich von seiner gütigen Aufnahme gerührt worden bin.“

Der Abbé erwiedert dies alles mit Bitten, noch länger zu bleiben; er meldet ihm, daß er den Auftrag habe, ihn für diesen Mittag zum Diner

bei Cambaceres einzuladen, daß er dies weder ausschlagen könne, noch dürfe. Der Graf Petrovlow erwiederte, er sey untröstlich, die Güte des Consuls nicht besser würdigen zu können, aber der Wagen sey schon bereit; die Pferde bereits bestellt. Der Abbé dringt aufs neue in ihn, aber umsonst, er kann nur zum Minister eilen, den schlechten Erfolg seiner Botschaft zu hinterbringen, und dem Herrn Cambaceres den Grund davon mitzutheilen. Wie dieser erfährt, daß der Graf nur aus Mangel an Baarschaft abreise, befiehlt er dem Abbé, sogleich zum Russen zu gehn, und ihm zu melden, daß er den zweiten Consul zum Feinde habe, wenn er ihn des Vergnügens beraube, ihm einen so kleinen Dienst zu erweisen. Der Abbé findet, als er ins Hotel kommt, noch alles, wie vorher, zur Abreise fertig; er sagt Wort für Wort, Petrovlow macht noch einige Schwierigkeiten, aber doch nimmt er die Miene an, als wolle er einwilligen, und giebt sein Wort darauf, zu bleiben, beim Prinzen zu essen, kurz, ihm für alle seine wiederholte Güte zu danken. Als er bei Cambaceres erscheint, verdoppelt dieser seine Aufmerksamkeit, seine Gefälligkeit, um zum Zweck zu gelangen; beide suchen sich an Höflichkeit zu übertreffen, und endlich willigt der Graf doch ein, einen Vor-

schuß von 24000 Franken für den Augenblick anzunehmen, wofür der Prinz nicht einmal einen Schein verlangt. Die Summe wird in Banknoten ausgezahlt; er bittet nur um Erlaubniß, die Postpferde abbestellen zu können, eine Stunde hinaus zu gehen, darauf kommt er wieder, und setzt sich zu Tische. Das Essen ist vortrefflich, der Wein herrlich, die Liqueure sind ausgesucht; man verschwendet sie an dem Fremden, man sucht ihm ein Räuschchen beizubringen, aber er gibt sehr wohl auf sich acht und giebt nur sehr wenig nach. Nach dem Mahle vertheilt sich die Gesellschaft in die Säle. Cambaceres führt den Russen ganz wie von ohngefähr in ein entferntes Gemach, und thut ihm tausend Anerbietungen, endlich kommt er ganz unvermerkt auf die Frage, ob der russische Hof wohl gern die Krone Frankreichs auf Buonapartes Haupte sehn würde, ob der russische Kaiser noch einige Zuneigung für die Familie der Bourbons hege? Der Graf, der auf diese Fragen gefaßt war, stellte sich einige Augenblicke in Hinsicht der Antwort verlegen. Er ließ etwas Delikatesse durchblicken. Endlich aber gab er es doch näher.

„Ich würde, sagte er, alle Ihre Güte sehr schlecht erwiedern, wenn ich über die Fragen, die Sie an mich eben thaten, völliges Stillschwei-

gen beobachten wollte. Sollten freilich Ihre Absichten dahin gehen, mich durch den Dienst, den Sie mir erwiesen haben, zu strafbaren Unbesonnenheiten zu verleiten, so würde ich schweigen, und meiner Verbindlichkeit mich lieber gleich entledigen. Indessen ich halte Sie nicht zu so einem Verfahren geeignet."

Cambaceres wollte ihn unterbrechen, um ihn im Glauben an das letztere zu bestärken.

„Erlauben Sie mir fortzufahren," sagte der Graf. Ich traue Ihrer Redlichkeit schon ohne dies, und beweise dies gewiß sogleich durch die Mittheilungen, die Sie von mir zu erhalten wünschen. Sie verlangen zu wissen, mit welchen Augen unser Hof die neue Würde ansieht, mit der sich der erste Consul zu bekleiden im Begriff steht? Ein anderer würde sagen: Ich weiß es nicht; aber Ihre Aufnahme, Ihr Benehmen gegen mich machen mir es zur Pflicht, so sichere Data darüber anzugeben, als mein Name, meine Geburt, der Zutritt, den ich bei den Ministern habe, zu jeder Zeit über unser Kabinet einzuziehn gestatteten. Inzwischen erlauben Sie mir doch, gnädigster Herr, eine Bedingung dabei zu machen. Ich halte Sie für den ersten und vertrautesten Rathgeber des ersten Consuls; Sie werden ihm also sicherlich meine Mittheilungen wieder

eröffnen; dies ist schon darum nothwendig, weil er allein für seine Person dabei in Betracht kommt; es werden also diese Mittheilungen, ja sie müssen sogar aus dem Gesichtspunkte einer Entdeckung betrachtet werden, welche ich Ihnen in einer gewöhnlichen Unterhaltung unmöglich machen könnte. Erlauben Sie also, alles, was ich Ihnen über das wahre Verhalten des Petersburger Hofes mittheile, schriftlich zu entwerfen. Ich werde aus dem allen einen Aufsatz machen, den sie dem ersten Consul mittheilen werden, denn ich bekenne, daß es mir Freude machen würde, wenn ihm die Erstlinge meiner Eröffnungen zukämen."

Dies Benehmen war nun im Grunde für den Herrn Cambaceres wenig ehrenvoll. Am wenigsten schien damit das Vertrauen gerechtfertigt, womit er den Fremden behandelt hatte, das er erwiedert zu sehn mit Recht erwarten konnte. Inzwischen war die Sache zu wichtig, um den kleinen Verdruß bemerken zu lassen, übrigens sollte ja alles Napoleon mitgetheilt werden, und es kam dann wenig darauf an, ob es schriftlich oder versiegelt geschah. Er war denn doch sicher, den Inhalt kennen zu lernen, und überdies fiel ihm noch ein, daß der Aufsatz ein Beweisstück seyn könne, woran man sich nöthigenfalls immer

zu halten wisse. Er fügte sich also mit guter Miene in die Bedingungen des jungen Mannes, der sich nur zwei Tage ausbat, den Aufsatz zu entwerfen. Cambaceres war so vergnügt über den Handel, wie er es nur seyn konnte. „Schriftliche Mittheilungen, sagte er zu sich selbst, müssen immer etwas wichtiger und bestimmter seyn.“ Den Morgen darauf gab er dem ersten Consul einen ausführlichen Bericht von der ganzen Sache. Der letztere bezeigte dem Verfahren des Fremden, in Hinsicht eines schriftlichen Entwurfs, seinen völligen Beifall. Der Graf Petrovlow hielt pünktlich Wort. Zwei Tage darauf übergab er dem zweiten Consul ein mehrmals versiegeltes Paket, und sagte, daß er ungeduldig Buonapartes Urtheil über seine Arbeit erwarte.

„Ich werde Sie davon benachrichtigen, erwiederte Cambaceres, sobald er mir seine Gedanken eröffnet. In jedem Falle kommen Sie morgen zu mir. Der erste Consul ist in St. Cloud; ich werde früh zu ihm eilen, und Abends dann für Sie die Antwort mit bringen.“

Der Russe ging. Cambaceres eilte mit dem frühesten Morgen des künftigen Tages nach St. Cloud.

„Hier, sagte er zum künftigen Monarchen,

sind die Papiere, die unser Mann gebracht hat."

Buonaparte nahm sie, und zog sich in ein Fenster zurück. Kaum hatte er drei Minuten darin gelesen, als er, hoch und theuer sich vermessend, die Papiere mitten in das Zimmer hinwarf.

„Da, lesen Sie, rief er, sehen Sie die Schurkerei an; Sie werden gleich bemerken, mit welchem Schuft Sie zu thun gehabt haben!"

Cambaceres weiß in der Bestürzung, zitternd, gar nicht, was er von diesem Auftritte, und besonders von Buonapartes Zorn denken soll. Er rafft die Papiere zusammen, die auf dem Boden umher lagen; es waren fast lauter weiße Bogen; ein einziges Blatt fand man beschrieben. Cambaceres griff begierig darnach. Bei jedem Worte indessen, das er las, bei jeder Phrase, veränderte er die Farbe. Es fehlte wenig daran, und er fiel in Ohnmacht. Buonapartes Stillschweigen diente am wenigsten dazu, ihn zu beruhigen.

„Nun, fragte er endlich, was denken Sie bei dem Schnack?"

„Ich habe wahrlich nicht Kraft, zu antworten; erlauben Sie mir, mich zu setzen."

„Das ist ein Ungeheuer, das man fest nehmen muß!“

„Er kostet mich 24000 Franken!“

„Wie so?“

Cambaceres erzählte nun die Art, wie er dem Grafen den Vorschuß gemacht habe.

„Da kommt ja eins übers andere! Das heißt die Schurkerei aufs höchste treiben. — Nun, vielleicht kann man ihn noch fest nehmen!“

„Ich zweifle, er hat 36 Stunden voraus.“

„Sie haben recht. Geben Sie das verfluchte Papier her; ich will Maßregeln nehmen, daß wir ihn bekommen, er mag stecken, wo er will.“

Der zweite Consul entfernte sich bestürzt, und glich einem in die Falle gelockten Fuchse. Die Hoffnung der Rache besänftigte Buonaparten für den Augenblick, aber sie ward bald vernichtet. Alle Nachforschungen ließen von dem geschickten Gauner nichts entdecken; man kam nur so ziemlich zur Ueberzeugung, daß der vorgebliche Graf Petrovlow nichts, als ein Jude war, der nach verübtem Betrug in die Türkei flüchtete, und hier Mahomedaner ward.

Hier folge nun aber der Inhalt des Papiers

selbst, das den kaiserlichen Zorn so sehr entflammte.

„Man hat von mir zu wissen verlangt, hieß es darin, in welchem Verhältniß sich der Hof zu St. Petersburg rücksichtlich der Lage der Dinge in Frankreich betrachtet, was der Monarch von Rußland über die kaiserliche Würde urtheilt, welche Napoleon, wie jedermann weiß, in vierzehn Tagen anzunehmen bereit ist; man will auch wissen, wie man über Buonapartes politisches und militairisches Benehmen daselbst urtheilt. Wollte ich auf diese verschiedenen Punkte bei meinen Antworten ins Einzelne eingehn, so würde ich ein Buch schreiben können. So soll jedoch die Antwort ganz kathegorisch seyn. Seit 15 Jahren hat Frankreich Europens Gleichgewicht gestört; das Schwankende seiner Regierung hat auch Unbeständigkeit in die Diplomatik der andern Kabinette gebracht. Der Sieg zwang mehrere, nach dem Frieden zu trachten. Rußland, eine Macht, die das wenigste verlor, theilt die friedfertigen Gesinnungen. Frankreichs Glück, statt es zu beunruhigen, dient dazu, seinem geheimen Neide gegen einige benachbarte Staaten Nahrung zu geben. Oesterreich, bis auf einen gewissen Grad erniedrigt, stimmt gar gern in die geheimen Wünsche des Petersburger Kabinets. Es sieht, wie

dieses, nicht gern, daß Preußen sich einbildet, die erste Militairmacht Europens zu seyn. Was die Gesinnungen des russischen Kaisers in Hinsicht der Krone anbelangt, die Buonaparte auf sein Haupt setzen will, so bin ich überzeugt, daß er nicht abgeneigt ist, ihn als Herrscher anzuerkennen. Zwar beklagt er das Schicksal der Bourbons, aber doch ist Ludwig XVIII. nun einmal nichts als ein Götzenbild, das die Politik Europens nicht wieder auf den Thron zu setzen vermag. Setzt sich Buonaparte auf den Thron Frankreichs, so giebt er seiner Regierung eine Festigkeit, die auf den russischen Kaiser gleichfalls zurück wirkt, und ihm volle Freiheit in seinen Absichten auf die Türkei gewährt. Endlich will man wissen, in welcher Achtung Buonaparte in Petersburg angeschrieben steht. Das, was man über ihn im Allgemeinen denkt, giebt mir Stoff, weitläuftig darauf zu antworten. Sobald man zu St. Petersburg den traurigen Tod des Herzogs von Enghien erfuhr, so gab es nur ein Geschrei gegen seine Meuchelmörder. Das Blut des Opfers besudelte auf einmal die Lorbeeren des Siegers von Marengo. Die öffentliche Achtung wich den Verwünschungen, und in dem feierlichen Hochamte, das dem unglücklichen Prinzen in Petersburg gehalten wurde, theilten alle Herzen die

Empfindungen der Inschrift, die auf dem Kenotaphium stand:

„Dem erlauchten Prinzen Ludwig Anton Heinrich Bourbon-Condé, Herzog von Enghien, nicht weniger durch seine Tugenden, als durch das schreckliche Geschick achtungswerth, das ihm durch das wilde Ungeheuer aus Corsika, das Schrecken Europas, und die Pest des menschlichen Geschlechts bereitet wurde!“

Einer der Bischöffe Frankreichs, der achtungswertheste, und gewiß einer von denen, die am wenigsten erwähnt werden, erzählte uns eines Tages mehrere Vorfälle von dem berühmten Concilium, das trotz der Macht des Kaisers doch zu nichts führte. Der eigensinnigste Monarch, dem gewiß alles gehorchte, konnte sich nicht an den Widerstand des Pabstes gewöhnen. Wüthend, diesen ehrwürdigen Greis die Spitze bieten zu sehn, als ganz Europa zu seinen Füßen lag, dachte er nur darauf, wie er ihn bändigen könne, und um desto besser dahin zu gelangen, gerieth er auf den Gedanken eines sogenannten Nationalconciliums, indem er nicht zweifelte, daß die seiner Zuchtruthe unterworfenen Bischöffe zu

allem zu bringen seyen. Dieser Gedanke behagte ihm außerordentlich; er sprach darüber zum Minister des Kultus. Bigot sah hierbei zwar verschiedene Schwierigkeiten, aber nach der damals statt findenden Gewohnheit sagte er zu allem Ja, und billigte eine Sache, von der er sich unmöglich einen guten Ausgang versprechen konnte. Inzwischen rieth er doch Napoleon, einige Geistliche um Rath zu fragen, und bezeichnete ihm dazu den Erzbischof von Bordeaux, die Bischöffe von Nantes, von Boulogne. Die Auswahl gefiel Napoleon keinesweges. Es schien ihm ein solcher Ausschuß Widersprüche entgegen setzen zu können, er bezeichnete also andere Personen, und ihm zufolge wurde nun der Kardinal Maury, der Abbé de Pradt, und endlich der Bischof von *** zusammen berufen. Als diese Prälaten ins Zimmer des Kaisers eingeführt waren, begannen sie damit, sich einander anzusehn. Keiner von ihnen konnte nämlich den andern leiden. Die beiden erstern haßten sich, der dritte haßte sie aufs äußerste. Man begrüßte sich, und der Kardinal neigte sich auf der linken Seite hin und her, und hatte, seiner Gewohnheit nach, die Hand in dem aufgeknöpften Rocke. Der Kaiser erschien bald. Er grüßte sie zuvorkommend, erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, nahm zwei

oder drei Priesen Tabak, und redete sie dann also an:

„Ich habe Sie rufen lassen, um mich mit Ihnen über die Angelegenheiten der Kirche zu unterhalten. Es liegt mir daran, meinen Zwiespalt mit dem obersten Bischof zu beendigen, und ich sehe mit Verdruß, daß meine Bemühungen ohne Erfolg sind. Ein großer Theil der bischöflichen Stühle ist unbesetzt. Jeden Tag raubt der Tod dem bischöflichen Körper einige Mitglieder, und der Pabst beharrt darauf, den Verlust nicht wieder gut machen zu wollen. Muß er mit den geistlichen Waffen gegen mich kämpfen wollen? Wenn ich mich auch seiner Staaten bemächtigt habe, so habe ich mich doch nicht von der Gemeinschaft der Gläubigen getrennt. Er mußte mit mir, wenn er dies konnte, als Herrscher kämpfen; unser Streit gab ihm jedoch nicht das Recht, mir die Pforten des Himmels verschließen zu wollen. Warum hat er mich in Bann gethan? Bin ich nicht von ihm mit dem Oel des Herrn gesalbt, kann einer auf Erden mich richten, und mich gar verdammen? Ich that, was ich thun mußte. Als Nachfolger von Karl dem Großen habe ich dessen Schenkung zurück genommen. Der Pabst wollte sich dafür rächen, und um ihn zu verhindern, meine Unterthanen

zum Aufstande zu bringen, mußte ich mich seiner Person bemächtigen. Inzwischen so ein Zustand der Dinge kann unmöglich lange dauern. Diese Hartnäckigkeit muß nothwendig ihr Ziel finden, und ich bin denn Willens, mich darüber mit Ihnen zu besprechen. Meine Völker klagen, daß sie ohne Hirten sind; ich sehe mich gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die mir wehe thun; sehen Sie zu, ob Sie nicht mildere ausdenken können, die den Umständen angemessener sind, und besonders solche, welche den heiligen Vater befriedigen, ohne mich zu Rückschritten zu nöthigen, welche ich in keinem Falle thun werde."

Er endigte damit, und hoffte eine Antwort zu erwarten. Aber die drei Herren schienen eben nicht Eile zu haben, und keiner von ihnen hatte Lust, den Anfang zu machen. Der Kardinal wendete sich an den Bischof von ***, der uns die ganze Sache mitgetheilt hat, und sagte: „nun Sie haben ja die Sachen reiflich lange durchdacht. Ihre Ansicht kann uns bedeutend seyn?"

„Ihro Eminenz, erwiederte dieser, denken nicht an den Purpur, der Sie schmückt. Gewiß, ich würde mir es nie verzeihen, bei dieser Gelegenheit der schuldigen Achtung zu nahe getreten zu seyn. Ich werde nie vor Ihnen das Wort

nehmen, es müßte denn Se. Majestät es befehlen. Wer könnte besser als Sie über eine solche Frage entscheiden, Sie, der so oft mit Kraft und Geist Staatssachen von der ersten Instanz verhandelt hat?"

Bei diesen Worten spielte ein leichtes Lächeln auf den Lippen des Abbé von Pradt, der damals noch Bischof von Poitiers war, und der Kaiser selbst drehte sich nach ihm herum.

„Nun, geschwind, Herr Erzbischof von Paris, sagte er, die Reihe ist an Ihnen, man giebt Ihnen ja den Vorrang!"

Bei aller Haltung kam doch der Kardinal einigermaßen ins Gedränge. Nichts desto weniger rieth er, nach einigen Augenblicken von Nachdenken, dem Pabst unter dem Titel der Oberherrschaft das Departements von Vaucluse zu überlassen, und ihm die Zurückgabe des römischen Staates zu versprechen, wenn ihre Versöhnung aufrichtig seyn würde.

Napoleon runzelte bei diesem Vorschlag die Stirne.

„Wahrhaftig, sagte er, daß ist eine hübsche Art, die Sache zu beendigen. Woran denken Sie, Kardinal? Wahrlich, ein Kind von sieben Jahren hätte vernünftiger geantwortet. Warum sagen Sie denn nicht lieber, daß ich dem Pabste

das Königreich Italien geben soll? Das wäre noch größer, und böte vielleicht noch weniger Schwierigkeit dar. — — Nun, Herr Bischof, was sagen Sie dazu?"

„Sire, erwiederte de Pradt, Ihro Majestät setzen uns in eine unangenehme Lage. Wir können nichts thun, als aufs Ungewisse hin einen Rath geben, so lange wir nicht wissen, was Sie zu thun entschlossen sind."

„Bah! Bah! rief Napoleon, Sie spielen den Diplomatiker gegen mich. Ich will, daß man nur offen antworte. Kein Umhertasten, ich bitte Sie. — Nun, Herr Bischof von ***, — antworten Sie auch so ausweichend?"

„Mit Nichten! erwiederte der ehrwürdige Prälat, ich werde mit Ihnen sprechen, wie es mir mein Herz eingiebt. So verhehle ich es Ihnen denn nicht, daß jeder Vergleich mit dem heiligen Vater mir eben so unmöglich scheint, als er es in der Wirklichkeit ist. Er und Ihre Majestät werden sich nie über die ersten Grundlagen vereinigen können. Glauben Sie in den fernern Verhandlungen zum Ziel zu kommen? Sie wollen ihm nichts bewilligen, und er, durch sein Gewissen geleitet, glaubt, Ihnen alles abschlagen zu müssen. Von welchem Punkte aus kann nun

unter solchen Umständen zu einer Annäherung geschritten werden?"

„Kann ich nicht, versetzte Napoleon, ihn ganz aus dem Spiele lassen, und eine pragmatische Sanction herstellen, wie sie zu Franz I. Zeiten war?"

„Diese wurde, sagte der Prälat, mit Uebereinstimmung beider Theile abgeschafft, glauben Sie wohl, daß einer von beiden Theilen das Recht hat, sie wiederum ins Leben zurück zu rufen?"

„Ich kann doch wenigstens meinen Clerus zu einem Concilium zusammen rufen? Sollte er mir darin nicht gehorchen?"

„Er gehorcht, Sire! rief hier der Kardinal Maury. Diesen glücklichen Einfall Ew. Majestät bewundere ich. Berufen Sie ein Nationalconcilium. Diesen Weg hat man in den Zeiten kirchlicher Noth stets eingeschlagen."

„Aber, bemerkte hier wieder der Bischof ***, Ew. Eminenz vergessen doch nicht, daß die erste Handlung der versammelten Väter immer darin bestehen wird, an den Pabst einen Brief zu schreiben, um ihn davon in Kenntniß zu setzen, daß Sie sein Ansehen anerkennen werden? Das Concilium eines Landes ist noch nicht die ganze Kirche. Wir können uns wohl über einige

Punkte der Kirchenzucht bereden, aber weiter geht unsere Gewalt nicht. Sire, ich gehe noch weiter, und bitte Sie, sich darauf vorzubereiten, daß unter uns dann Stimmen auftreten, welche die Freiheit des Vaters der Gläubigen verlangen werden."

„Sie sind verloren!" rief jetzt Napoleon, und machte eine schreckliche Bewegung dazu. — „Jedoch, setzte er hinzu, indem er ruhiger war, keiner von Ihnen würde diese Kühnheit haben; ich würde sie als Rebellion betrachten. Inzwischen seh ich doch keinen andern Ausweg; es muß ein Concilium seyn. Ich hoffe doch, daß man auf diesem die Rücksichten, auf die das Oberhaupt der Kirche Anspruch hat, mit der Achtung zu vereinen wissen wird, welche der Himmel gegen den Landesfürsten befiehlt. Meine Herren, Sie sind entlassen!"

Die Prälaten gingen.

„Kardinal! rief Napoleon hinterdrein, verziehn Sie einen Augenblick; ich will noch mit Ihnen reden!"

Der Kardinal beurlaubt sich von seinen Collegen, die immer über ihn lachten. Als sie die große Treppe der Tuilerien herunter stiegen, sagte de Pradt zum Bischof von ***: „Wissen

Sie wohl, daß Sie mit vieler Wärme gesprochen haben?"

Der Bischof entschuldigte sich, und meinte, es sey besser hier, als in der Kirche das Beispiel des heiligen Ambrosius nachzuahmen.

Am folgenden Morgen wartete er dem Minister des Kultus auf.

„Nun, sagte dieser, was sagen Sie zu dem künftigen Concilium?"

„Nun, ich denke, erwiederte er, daß es gar nicht statt finde?"

„Warum?"

„Weil man es nicht wird haben wollen?"

„Man wird es zusammen rufen!"

„Und wieder nach Hause schicken!"

„Erscheinen Sie darauf?"

„Ohne Zweifel!"

„Sie lieben indessen doch sicher Ihre Diöceß?"

„Sicher, doch meine Pflicht ist es, darauf zu kommen, und so werde ich mich einfinden."

So endigte sich diese Unterredung, wornach der Bischof seine Maßregeln zu nehmen wußte. Was er voraus gesagt hatte, traf ein. Das Concilium kam zu Stande, aber da es schon in seiner ersten Sitzung dem Pabst den Eid der Treue schwor, so erließ man ihm gern die zweite,

und die Schande, welcher dieser unerwartete Ausgang dem Kaiser bereitete, war keine der geringsten Ursachen seines Abdankens!

Als Napoleon vom Widerstand des Pabstes immer mehr erzürnt war, und er sah, daß das Concilium, mit so vielem Pomp es auch angekündigt war, den gewünschten Zweck nicht erreicht hatte, so berief er ein geheimes Conseil, zu welchem der Herzog von Rovigo, von Bassano, der Graf Boulay, und der Graf Regnaud de St. Jean d'Angely eingeladen waren. Den wahren Zweck davon wußte eigentlich nur der Herzog von Rovigo. Napoleon hatte ihm die Sorge anvertraut, damit hervorzutreten, wenn es Zeit seyn würde. Der Kaiser ließ sie bemerken, wie sehr die Hartnäckigkeit des Pabstes seinem Ansehn nachtheilig werde; daß er diese nicht länger dulden könne, ohne die Würde und Sicherheit des Reichs aufs Spiel zu setzen; daß alles sein Ziel haben müsse, und seine Geduld zu Ende sey. Er verpflichtete sie, ihm ihre Meinung zu sagen, sie möchte lauten, wie sie wollte, und so sonderbar sie auch anfangs scheinen könne; denn in diesen gefährlichen Augenblicken seyen große Maßregeln dringend von der Nothwendigkeit geboten.

Der Herzog von Bassano nahm zuerst das

Wort; er bezeigte anfangs, wie sehr die Langmuth des Kaisers seine Bewunderung erregt habe, daß sie aber ihre Grenzen haben müsse. „Es ist Zeit, sagte er, daß Ew. Majestät Ihre Absichten ausführen, und vollends dieses altgothische Götzenbild zertrümmern, woran man nur aus Gewohnheit hängt. Die Philosophie, sagte er, hat unermeßliche Fortschritte gemacht. Dank sey es der Revolution, sie drang bis in die geringste Hütte *). Noch hängt das Volk in einigen Departementen an einem Schein von Kultus, aber der Pabst ist ihm ein unbekanntes Wesen. Zerhauen Sie den Knoten! Trennen Sie sich von der römischen Kirche; ahmen Sie die andere Hälfte von Europa nach, und werden Sie das Haupt einer neuen Religionssekte, deren Grundgesetze, mit denen Ihrer Monarchie eng verbunden, Sie von einem fremden Joche befreien, und an Ihrem Throne in kurzer Zeit die unruhigen Geister dem Gespötte preis gegeben werden, welche

*) Er hat Recht. Und darum wehe Euch, die ihr den Geist der Jesuiten, der Dominikaner beschwöret, ihre Einwirkung zu hemmen. Wehe Euch, ihr auf den Thronen, in den Kabinetten der Fürsten, auf den Kanzeln, vor dem Schreibpulte, die ihr die Rechte der Menschen in der Gnade, in dem Erbrecht der Fürsten, die Religion in Klöstern sucht!

Der Ueb.

jenseits der Alpen den Gegenstand ihrer Ehrfurcht suchen. Ich bin Bürge dafür, daß dies das beste Mittel ist, in Ihren weitaussehenden Planen nicht ferner durch einen hartnäckigen Greis aufgehalten zu werden, der seinen Widerstand als eine Heldenthat betrachtet. Dies ist wenigstens meine Meinung, und die der Mehrheit Ihrer Unterthanen, die für die Aufklärung offene Augen haben.“

Der Graf Boulay, mehr gewöhnt daran, an der Spitze einer Division zu siegen, als über politische Gegenstände zu streiten, wollte die Sache vollends ganz kurz abmachen.

„Der Pabst, sagte er, widersteht nur, weil er sich geschont sieht. Aendern Sie Ihr Benehmen gegen ihn, und ich glaube, er wird das seinige ändern; bezeigen Sie ihm nicht ferner Ihre Achtung, nehmen Sie ihm seinen Hof, lassen Sie ihn als Gefangenen ohne Auszeichnung behandeln, und Sie werden sehen, daß er gar bald einer w a h r e n Gefangenschaft überdrüssig seyn wird. Ist er geschmeidig gemacht, so wird er auch nichts mehr dagegen haben, in Ihre Absichten einzugehn.“

„Sollte es keine sichern, minder gefährlichern Mittel geben, die doch das Uebel in der Wurzel durchschnitten?“ fragte der Herzog von

Rovigo ihn unterbrechend, indem er halb die Augen niederschlug, die er nur manchmal aufrichtete, um sie auf die drei andern Personen herum spazieren zu lassen. „Muß denn, sagte er, Se. Majestät bei den bewandten Umständen die Religion Ihres weitläuftigen Staates verändern, oder sich grausam, als Tyrann zeigen? Nein, meine Herren, solche Rathschläge lassen Sie uns nicht geben; wir wollen die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Wir wollen weniger die letztere, sondern mehr den Menschen ins Auge fassen. Sie wissen ja, keiner von uns gleicht dem andern; unser Geschmack, unsre Gesinnung, unsere Art, dieselbe Sache zu sehen, ist bei jedem verschieden; den Stempel der Verschiedenheit trägt alles; die Meinungen, die ich hege, werden vielleicht andere seyn, als mein Sohn befolgen wird; unser Herz giebt sich persönlichen Gefühlen des Hasses oder der Freundschaft hin. Könige hassen einer den andern, ihre Nachfolger vertragen sich mit einander. Bonifacius VIII. war der ewige Gegner von Philipp dem Schönen, der Pabst Clemens V. wurde der beste Freund desselben. Der Streit, der sich jetzt zwischen Altar und Thron erhoben hat, wird es in der That nur zwischen unserm Herrn und dem Pabst Pius VII. seyn. Es kommt hier also nicht darauf

an, die Kirchenverhältnisse umzuändern, sondern den Feind von Sr. Majestät aus dem Wege zu schaffen. Mit einem Worte, meine Herren, man muß, um der Religion Frieden zu verschaffen, um einen dem Kaiser eifrig ergebenen Pabst zu haben, es dahin bringen, daß der jetzige keinen Einfluß mehr haben könne, daß er auf eine, vorher abgemachte, Weise wieder ersetzt werde. Ich denke, daß Sie alle das Richtige dieser Ansicht theilen werden. Aber wie soll man nur den hartnäckigen Alten entfernen? Ihn absetzen? das können wir nicht. Durch die Gewalt der Umstände ist er hierher gebracht, und so trage ich kein Bedenken, ein Gutachten zu fällen, das beim ersten Anblick verabscheuungswerth scheinen mag, jedoch durch die Lage des Staates entschuldigt werden muß, und für das Wohl von diesem kann man sich alles erlauben. Der Tod von Pius VII. muß uns, sage ich, die Freiheit gewähren, einen Pabst auf den Thron zu setzen, der dem Interesse von Frankreich ganz ergeben ist. Wir werden dies leicht durchsetzen. Die Mehrheit der Kardinäle ist allem Einfluß oder der Macht von Sr. Majestät unterworfen. Das Conclave kann nur in einer Stadt des Reichs seyn, und so werden wir es seyn, die über die Wahl entscheiden. Selbst wenn es sich träfe,

daß die übrigen katholischen Fürsten es ausschlügen, den Nachfolger des heiligen Petrus anzuerkennen, den wir ernannten, so ist doch die Wahl ein für allemal geschehen. Es gäbe dies nur ein Schisma, und dies wäre um so besser, es brächte uns wieder in die goldene Zeit von Felix, von Benedikt XIII., Clemens VII., Martin V. zurück, und brächte selbst eine allgemeine Trennung unserer Gemeine vom römischen Hofe hervor; das Volk gewöhnte sich daran, einen französischen Pabst zu sehn, und von da an, bis zum Augenblick, wo die Macht der Kirche in die Hände unserer Regierung kommt, ist nur ein kurzer Weg. Ueberlegen Sie nun, meine Herren, reiflich, was ich Ihnen sagte, und sehen Sie, ob es ein besseres Mittel giebt. Leere Rücksichten lassen Sie dabei aus dem Spiele, zeigen wir, fern von individueller Ansicht, von individuellem Gefühl um die Liebe, die Ergebenheit ohne Grenzen, mit der wir für unsern Monarchen beseelt sind, um den wir alles opfern müssen, um uns des Zutrauens, das er uns zeigt, würdig zu machen.“

Dieser schreckliche Rath, das Verbrechen, das er ahnen ließ, war weit entfernt, die Zustimmung der übrigen zu erhalten. Im Gegentheil sahen alle unwillkührlich auf den Kaiser, wie sich

bei ihm die Zufriedenheit mit der Unruhe in den Blicken paarten, die er auf dem Herzog von Rovigo warf. Die Versammlung beobachtete einen Augenblick Stillschweigen. Endlich war die Reihe zu sprechen an den Graf St. Jean d'Angely.

„Sire, sagte er, ich muß offen bekennen, daß ich weit von der Meinung entfernt bin, als könne man Ihnen dadurch die Empfindungen, die uns beseelen, beweisen, daß man Ihnen eine Handlung anräth, welche Sie in den Augen der Völker entehren würde. Der Herzog von Rovigo irrt sich, wenn er das Ende der Art von Schisma, die jetzt Frankreich von der Kirche trennt, nur im Tode vom Pabste zu finden denkt. Im Gegentheil sehe ich in diesem Verbrechen — denn man muß ein Ding mit seinem wahren Namen bezeichnen — nichts, als nur den Anfang von unendlichen Streitigkeiten. Man mag nun mit was immer für Sorgfalt die Mittel, mit welchen man den Pabst aus dem Wege räumen will, dem Auge der Welt entziehn, so wird uns doch die Welt nichts desto weniger seinen Tod Schuld geben. Ich gehe noch weiter. Ich behaupte, es sey selbst für uns ein Unglück, wenn der Pabst seine Tage auf natürliche Weise endigte. Denken Sie doch, daß die Bosheit auf unsere Schritte wacht; daß Ihre großen Thaten sie zur Ver-

zweiflung gebracht haben, daß sie von Verlangen brennt, auf Ihren Ruhm einen gehässigen Schatten zu werfen. Malen Sie sich nun selbst das Schreckliche des Hinsterbens von einem allerdings hartnäckigen Greise aus, der jedoch der allgemeinen Vorstellung nach nichts desto weniger einen großen Geist entwickelte. Nein, Sire, vergießen Sie kein, ebenfalls edles Blut; bedenken Sie die Lage der Dinge, das Vergangene sey Ihnen ein Bild der Zukunft; Sie müssen nicht mehr darauf denken, sich von der Gemeinschaft der Kirche trennen zu wollen. Der Sieg hat Ihre Waffen verrathen. Ist jetzt, wo Sie, um wieder die Oberhand zu bekommen, des Beistandes aller Ihrer Unterthanen vonnöthen haben, der Augenblick gekommen, wo Sie sie in ihrem Gewissen beunruhigen dürfen? Sie wissen recht sehr gut, daß solche Maßregeln — mag man Ihnen auch immer mit irgend einer Hoffnung schmeicheln — nur Murren und selbst manchmal Aufruhr erwekken. Man sagt, daß die Philosophie unermeßliche Fortschritte gemacht hat; ich läugne das, ich glaube — und alles stimmt mir bei — daß sie seit zehn Jahren eher zurück, als vorwärts gegangen ist. Unsere revolutionairen Uebertreibungen, im Namen der Grundsätze, die sie aussprach, verübt, erschreckten die Menschen, und

sie haben daher die Aufklärungen, die ihnen gefährlich schienen, zurück gewiesen. Wie lange wird man denn ganz Frankreich nach der einzigen Stadt Paris beurtheilen wollen? So groß dies auch ist, immer ist es doch nur ein einziger Punkt in diesem Raume. Bedenken Sie, Sire, wie weit die Gränzen Ihres großen Reichs gehen. Es umfaßt Oerter, wo sich noch die Religion mit dem Mantel des Fanatismus bedeckt; mit welchen Augen würde wohl die Romagná, Neapel, Toskana, Oberitalien, Piemont, die Provence, Languedoc, der ganze Mittag, und endlich der ganze Osten des alten Frankreichs sich von dem getrennt sehn, was sie den Vereinigungspunkt nennen? Selbst Belgien lehnte sich kaum vor 40 Jahren *) auf, nicht um einige Lehrsätze, nein, um einigen Aberglauben zu vertheidigen. Glaubt man, daß ein simples Dekret hinreichend sey, um eine solche Unternehmung zu Stande zu bringen? Würden Ihro Majestät sich nicht bald von dem größten Theil Ihrer Beamten verlassen sehn? In so einem Falle, — Sie täuschen sich darin gewiß nicht — kommt das Ehrgefühl dem Gewissen selbst zu Hülfe. Ein Mann, der in sei-

*) Besser 25 Jahren, unter Joseph II.

D. Ueb.

nem Leben zweimal nur die Pflichten der Religion geübt hat, wird dann auf einmal ihr eifriger Vertheidiger. Ihre Armeen selbst, bis jetzt von Kriegern zusammen gesetzt, die gegen alles, außer dem Ruhme, gleichgültig waren, würden die Klagen ihrer Eltern hören, sie würden nach dem Grunde dieser neuen Ideen fragen. Was vermag Frankreich gegen den Wahn? Hätten Sie Gefängnisse genug, die Unzufriedenen zu fassen? Kämen Sie zum Zweck, ohne Blutvergießen? Der Henker hat nie etwas, als den Enthusiasmus oder Revolution hervor gebracht. Nein, Sire, verändern Sie nicht die Form der Religion, verstärken Sie nicht durch eine solche Maßregel die Macht Ihrer Feinde, indem Sie die Ihrige schwächen. Sie suchen noch Portugal und Spanien zu behaupten. Nun so würden Sie ja diese ohne Rückkehr verlieren. Diesen ungelehrigen Völkern würden Sie neue Kräfte geben, und vielleicht käme durch die Erschütterung, die Sie hervor riefen, ein Wechsel der Dinge zum Vorschein, der für Sie schrecklich wäre. Der Kaiser von Oesterreich hat sich noch nicht gegen Sie erklärt; es ist möglich, daß er unsere Sache nicht aufgiebt, so lange er noch keinen guten Vorwand hat, es zu thun. Würden Sie ihm nicht einen solchen leihen, der seinem Volke neuen

Muth gäbe, der ihm einen Enthusiasmus ein-hauchte, dessen Folgen sich gar nicht berechnen lassen? Die Meinung des Grafen Boulay werde ich nur beiläufig berühren; er geht auf Dinge hinaus, gegen die ich mich schon erklärt habe, weil sie ebenfalls den Charakter der Barbarei an sich tragen. So ein Rath ist unnütz und schädlich; Sie werden ihn unbedenklich zurück weisen müssen. Aber, sagen Sie, wenn ich auch alle Mittel abweise, die man vorschlägt, was für welche habe ich denn selbst im Hinterhalt? Ich werde damit sogleich auftreten, und hoffe, daß sie Ihre Zustimmung haben sollen. Sollte man das, was man mit Gewalt erzwingen will, nicht durch List erreichen? Begeben Sie sich zu Pius VII. nach Fontainebleau, sprechen Sie mit ihm, verhandeln Sie offen die streitige Sache, versprechen Sie ihm seine Staaten zurück zu geben, versichern Sie ihm, daß er dahin sogleich nach dem erfolgten Frieden zurück kehren soll, daß er bis dahin seinen Sitz in Avignon nehmen möchte; er mag fordern, was er will, gestehen Sie es ihm ohne Bedenken zu. Unterzeichnen Sie ein neues Concordat; die Kunde davon verbreite sich in Frankreich, in ganz Europa. Die Zukunft wird dann wohl schon einen günstigern Wechsel der Dinge herbei führen. Es ist eine große

Kunst, sich in die Umstände zu schicken; ein schlecht berechnetes Widerstreben könnte schreckliche Unfälle herbei ziehn; die Sache schnell beigelegt, gewährt Ihnen neue Kräfte. Dies ist meine Meinung; ich hoffe, sie soll mit dem Interesse Ihrer Ehre, Ihrer Ruhe, und besonders Ihrer Macht, zusammen treffen.“

St. Jean d'Angely's Rede machte auf die Anwesenden einen lebhaften Eindruck. Rovigo selbst sah das Gewichtige dieser Grundlage ein. Er schien von dem, was er vorgeschlagen hatte, beschämt, ob ihm schon der Kaiser den Befehl dazu gab; was den letztern anbetraf, so billigte er, zum ersten Male mit einigem Vergnügen, die minder strenge Maßregel. Ein flüchtiger Blick ließ ihn bemerken, wie sehr sie ihm für den Augenblick nützlich seyn müsse. Auch sah man gar bald die Folgen davon. Jedoch die Sache selbst entsprach der Erwartung nicht, die man davon hegte. Napoleon vermochte nämlich nicht den Schleichwegen zu entsagen, die er aus Politik, oder besser aus natürlicher Falschheit anzuwenden gewohnt war. Er glaubte, diese dabei zu Rathe ziehn zu müssen, statt sich ganz offen mit dem heiligen Vater zu verstehen, wie ihm der Graf Regnaud gerathen hatte, suchte er ihm eine Unterschrift durch List zu entreißen. Die ganze Welt

weiß, daß der heilige Vater in Folge der Verhandlungen zu Fontainebleau, die mit so vielem Pompe in allen Zeitungen verkündet waren, kein Definitivconcordat, sondern nur einen simpeln Entwurf zu unterschreiben geglaubt hatte. So wie sein Name eigenhändig auf einem nichts sagenden Papiere da stand, schien es Napoleon, als habe er alles gewonnen. Von dem Augenblick an veränderte er die Sprache. Jedoch er hatte sich schrecklich geirrt. Die Franzosen ließen sich nicht mehr 15 Jahre täuschen. Der Besuch der Kaiserin, die anfangs einige Wirkung hervorgebracht hatte, schien nun nichts als ein Theaterstreich, worüber man lachte. Die bischöflichen entledigten Sitze wurden nicht besetzt; das Te Deum, in allen Kirchen Frankreichs gesungen, war ganz umsonst, und der Pabst blieb im Gefängnisse. Inzwischen traf das zu, was die guten Köpfe des Kabinets voraus gesehen hatten. Der Kaiser sah sich genöthigt, den loszulassen, den er so ungerechter Weise festgesetzt hatte, und ohne ihm die mindeste Bedingung machen zu können. Aller Gewinn, den er aus einem gewandten Benehmen hätte ziehn können, war nun ohne Rückkehr verloren! So wahr ist es, daß Napoleons hinterlistige Politik, in welche er sich so gern verstrickte, niemals ein großes, gerechtes

Resultat hervorbrachte. Ich habe übrigens die nähern Umstände dieser Begebenheit von zwei dabei handelnden Personen, vom Graf Regnaud und dem Graf Boulay.

Nur wenig Personen wissen wohl, daß Napoleon die Idee hatte, auch unter den Dichtern glänzen zu wollen. Allerdings wurde der Ausbruch dieser Eitelkeit durch den seines stolzen Ehrgeizes unterdrückt. Auch beobachtete man öffentlich ein tiefes Stillschweigen über eine Thatsache, die, wäre sie mehr zur allgemeinen Kunde gekommen, gewiß allen, welche gern auf Kosten eines Monarchen lachen, dessen Macht nur die Qual seiner Unterthanen war, Stoff genug gegeben hätten, lustig zu seyn. Inzwischen ist es wirklich wahr, daß dieser Mann in seiner Jugend, ob er schon kaum Herr unserer Sprache war, doch französische Verse zu machen suchte, und die ersten Grundzüge eines Trauerspiels aufs Papier hinwarf. Als er nach der Belagerung von Toulon abgesetzt wurde, und in Paris mit dem Elend um ein Daseyn kämpfte, das immer hin hätte endigen können, so bot ihm die Verbindung mit einigen Mitgliedern des französischen Theaters eine Gelegenheit dar, aus seinem Schauspiel Nutzen zu ziehn. Er nahm es also noch einmal

vor, und brachte seine Alexandriner übel und gut zusammen. Der Himmel wollte ihn, zu unserm Unglück, nicht zum Dichter werden lassen; er öffnete ihm die Laufbahn der Waffen, das Trauerspiel ward nun, ohne Gnade, bei Seite gelegt. Sein immer wachsendes Glück ließ ihn nicht daran fort arbeiten, und doch konnte er es noch nicht vergessen. Wie er erster Consul und dann Kaiser war, wollte er doch sein Stück gespielt sehn. Da es jedoch nach seinem Wunsche vollen Beifall finden sollte, so wand er sich an einen geistvollen, im Versemachen ganz besonders eingeweihten Mann. Man vertraute ihm die Sorge an, das Meisterwerk genießbar zu machen. Er drehte es denn auch so lange hin und her, und putzte es mit so köstlichen Farben aus, und mischte so manchen Pathos darein, daß es, wo nicht ein Meisterstück, doch wenigstens in jedem Betracht vollkommen fähig war, mit allen den in die Schranken zu treten, welche man jeden Tag im Theater Francois giebt. Als es so zugestutzt war, war nun die Rede davon, es auf dies Theater zu bringen. Hier fingen jedoch die Schwierigkeiten wie gewöhnlich an, und so gut auch das Stück war, so schlugen die Schauspieler die Aufführung einstimmig ab. Der Verfasser sagt kein Wort; er packt sein Manuscript

zusammen, und geht ruhig fort, um von seinem Geschick im Pallaste der Tuilerien während des Dejeneurs Bericht abzustatten. Das Donnerwetter blieb nicht lange aus, aber es nahm einen ziemlich komischen Gang. Den nächsten Tag darauf erschien um die Zeit, wie die Schauspieler zusammen waren, ein kaiserlicher Reitknecht in seiner Stallkleidung, und brachte das Manuscript mit einem Brief, den er an den Wöchner der Gesellschaft gab. „Die Schauspieler des Theater Francois, hieß es darin, werden heut über vier Wochen das Trauerspiel aufführen, das sie zurück zu weisen, Dreistigkeit und Einfalt genug hatten.“

Unterz. Nap.

Das schreckliche Papier, besonders das furchtbare „Nap.“ brachte Furcht und Schrecken unter die neuen Helden; sie sahen die Sache durch und beeilten sich durch Gehorsam den dummen Streich gut zu machen. Das Stück wurde schnell einstudirt, den ersten Talenten anvertraut, und schleunig aufgeführt. Es hatte denn auch allen Beifall, den es verdiente. Alle Journale, Geoffroi ausgenommen, den der Verfasser verachtete, rühmten es. Der letztere ward mit Ehren, mit Pensionen überhäuft. Das Glück lächelte ihm,

als ihn ein schneller Tod hinraffte. Es war das in Rede stehende Trauerspiel mit einem Wort kein anderes, als Hektors Tod von Herrn de Lanceval, an dem darum Buonaparte so vielen Antheil nahm, und weswegen er auf den Verfasser der Achilleis so viele Wohlthaten regnen ließ.

Napoleons Fall erinnert mich an eine Beobachtung, die ich über ihn einige Tage vor der Auflösung des gesetzgebenden Körpers, den 31. Decbr. 1813, anstellte. Eine düstere Ahnung seines nahen Sturzes peinigte ihn bereits um diese Zeit. Man hätte damals sagen können, daß er bereits die Hand der göttlichen Rache nahen sah, die sich dazu anschickte, die Ruthe, womit sich die Nationen gegeißelt hatten, zu zerbrechen. Ich ging in sein Zimmer; er war beim Feuer, und las aufmerksam im Buche. Das Geräusch, das ich machte, als ich mich näherte, störte ihn in seiner Aufmerksamkeit, er drehte sich herum, aber kaum erkannte er mich, als er aufstand, und sein Buch auf den Tisch hinwarf.

„Ach, Graf, rief er, sind Sie es? Nun, das ist schön, daß Sie kommen; es ist gerade zur rechten Zeit, mir Ihre Meinung zu sagen. Der unverschämte Verfasser — indem er aufs

Buch zeigte — behauptet ganz ernsthaft die so lächerliche Existenz der Gespenster und Geister. Was denken Sie von solchem Schnack?"

„Was wird Ew. Majestät von mir zu denken gefällig seyn, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich diese Ansicht theile?"

„Sie? Wahrhaftig, ich hätte Sie für vernünftiger gehalten! Wie, Sie glauben auch an Geister einer andern Welt? Was mich nur wundert, ist, Männer, die ich nicht der Unwissenheit beschuldigen kann, solche Irthümer glauben zu sehn. Geistererscheinungen! Glauben Sie denn, daß man nicht leicht ruhig einzuschlafen Muth hätte, wenn die Sache möglich wäre? Warum haben nur bedeutende Schriftsteller die Erscheinung des Brutus und Athenodorus erzählt? Es ist ein sonderbarer Widerspruch des menschlichen Geistes."

„Ew. Majestät erlauben mir wenigstens die Bemerkung, daß er allgemein verbreitet ist!"

„Erscheinungen? Nein! es giebt keine! Es kann keine geben!"

Indem er so sprach, färbte sich sein ohnehin düsteres Gesicht auffallend weiß.

Nicht, als ob ich, fuhr er fort, nicht selbst bisweilen Erscheinungen hatte. Aber, woher kommen sie? Von einer sehr erhitzten Phantasie,

von einer erschöpften Denkkraft; manchmal habe ich sie selbst für Wirklichkeit genommen. Das ist die Begleiterin der Größe! Von allen Seiten wird sie von Sorgen umringt. Und doch beneidet man uns! „Ach, wenn der Niedrige wüßte — —! hören Sie, Graf, Erscheinungen würden uns sehr nützlich seyn; sie könnten uns vor vielen Fehlern bewahren; sie könnten es wenigstens dahin bringen, daß wir sie nicht zweimal begingen. Da habe ich nun schon mehrere Nächte nicht geschlafen. Ach wie gern würde ich in der Stille der Einsamkeit die höhere Kunde vernehmen! Aber nein! Der Mensch ist seinen eignen Einsichten überlassen. Wie viel Irthümer begeht er!"

Ueberrascht, Napoleon so sprechen zu hören, hütete ich mich wohl, ihn zu stören. Sein Auge verlor das Feuer; kalten Schweiß sah ich ihm von der Stirne träufeln.

„Es ist kalt, sagte er, kommen Sie her ans Kamin, ich kann mich kaum erwärmen."

Auf einmal ging er auf einen andern Gegenstand über.

„Was sagt man denn, fragte er, von der Zurücksendung des gesetzgebenden Körpers? Ich weiß, daß die Einwohner von St. Germains Vorstadt bereits meine Rede zu der Deputation

desselben kommentiren. Es laufen Copien davon umher. Nun, was kann man dabei tadelnswerthes finden? Ich habe gerade aus geredet. Aber die Bosheit dieser Pariser Schwachköpfe muß immer Nahrung haben! Uebrigens schere ich mich — Ich sagte, daß ich mit Empörern zu thun hätte; indem ich sie auseinander jagte, that ich, was mir zu thun nöthig war."

„Nur Leute von geringer Einsicht konnten wie von einem vorhergesehenen Ereigniß überrascht werden. Wenn das Publikum freilich die Beweggründe würdigen könnte —"

„Wer ist denn so einfältig, daß er sie nicht zu fassen vermöchte? rief er, und sprang hastig auf. Hätte ich die Herren fortschwatzen lassen, sie hätten sich zu einer Nationalversammlung aufgeworfen. Sie sprachen von Konstitutionen; das war der Hebel, den sie in ihre Hände haben wollten. Weil ich einige Unfälle erfuhr, so glaubten sie, ich hätte keine Armeen mehr. Ich bin noch stärker, als sie denken. Die Jakobinerklubs sind nicht so furchtbar, als diese alten Hoheitsprätendenten. Wenn ich die albernen Vorstellungen dieser Elenden angehört hätte, so würde ein großer Theil derselben sogleich darauf gehofft haben, mich Ludwigs XVI. Schicksal erfahren zu lassen, ihren Wirrwarr von Republik

wieder herzustellen, während andere von einer Zurückberufung der Bourbons geträumt hätten. Von alle dem fällt nichts vor, meine Herren! (setzte er lächelnd und kopfschüttelnd hinzu) meine Armeen werden wieder bereits in gehörigen Zustand gesetzt. Ich werde die Kosaken aus meinen Gränzen verjagen, ich werde meine Feinde nöthigen, Friede zu machen, und allen diesen Rebellen sehen lassen — —"

Ohne Zweifel überrascht, so viel gesprochen zu haben, hielt er inne. Sein Auge schien meine geheimsten Gedanken errathen zu wollen, während er nur Miene machte, als erwarte er meine Antwort, die ich mit der Freimüthigkeit eines alten Hofmannes gab. Er schien nichts desto weniger mit ihr sehr zufrieden; denn schnell und ohne Vorbereitung fragte er mich: „Warum sind Sie nicht Mitglied vom (National)-Institut?"

„Sire, ich habe keinen Grund, darauf Ansprüche zu machen!"

„Nun, denken Sie denn, daß es gerade nöthig ist, wie Sirard und Mercier zu schwatzen? Mit Geschmack und gesundem Menschenverstande begabt, kann man immer auf die zweite Klasse rechnen. Sind Maret und der Erzkanzler nicht auch darin? Was macht man denn darin? Man

spricht seine Gedanken aus! Da ist der arme — wie schläft er nicht im Senat! Warum schwatzt er nur dort? Ich denke, man erzeigt den Wissenschaften und den Gelehrten zu viel Ehre. Wenn sie eine Mandel Seiten geschrieben, ein halb Schock Verse gemacht haben, so halten sie sich für wichtige Männer. Fast alle sind unruhige Köpfe, Kabalenmacher, stolze, und unersättliche Menschen; alle Jahre muß ich an Baour, Perceval, Creneuil, Michaud, Campenon und andere, mehr als 200,000 Franken bezahlen, und sollte man ihnen glauben, so sind sie immer noch nicht für den Firlefanz bezahlt, womit sie mir einen Dichterkranz geflochten haben. Nun, haben Sie mich denn nicht schön gekrönt? Gehen Sie, gehn Sie, Sie sind mehr als die alle werth!

Der Herzog von Bassano war eben eingetreten. Der Kaiser gab mir ein Zeichen zu gehn, und ich eilte, meine Unterhaltung mit ihm, meiner Schreibtafel anzuvertrauen.

Madame Joseph Buonaparte, einige Zeit Königin von Neapel, und dann von Spanien, behielt, mitten in ihrer Größe, die Erinnerung an ihre ersten Verhältnisse. Dieses achtungswerthe, fromme Weib haßte das Repräsentationswesen, suchte sich zurück zu ziehn, und sparte den ihr

zugemessenen nur zu schwachen Antheil des öffentlichen, von ihren Schwägerinnen verschwendeten, Schatzes für Unglückliche auf. Der Abbé Lecuy war mit der Sorge beauftragt, ihre Wohlthaten auszutheilen; er hatte die Liste dazu von der Madame Joseph, die immer, was wir wohl sagen können, vollzählig war. Beim Kaiser erschien sie nie, als wenn es ihr unmöglich war, entfernt zu bleiben. Sie hieß auch in der ganzen Familie nur die Fromme. Wir haben es für Schuldigkeit geachtet, ihr die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ihr selbst diejenigen versagten, deren Elend durch sie erleichtert worden war. Keiner unter dem Haufen, der gegen ihre Verwandte aufstand, hat daran gedacht, sie unter den Bösen auszuzeichnen *)!

Der Herr von Pensemont war vom Kaiser zum Bischof von Vannes ernannt worden. Die Vendeer hoben ihn jedoch auf, und hielten ihn einige Zeit in einer Höhle gefangen, so, daß er

---

*) Da Madame Joseph jetzt bei Frankfurt lebt, so muß diese Notiz uns willkommen seyn. Auch ihr Gemahl galt für einen nur das Gute wollenden Fürsten in Neapel, und mancher Spanier wird jetzt zwischen ihm und Ferdinand IV. Vergleichungen anstellen, die diesem nicht günstig sind.

D. Ueb.

bald darauf in Folge des ausgestandenen Schrekkens starb. Der Kaiser setzte nun zwar auf das Leben eines Bischofs keinen höhern Werth, als auf das eines Soldaten; aber er sah nicht ohne Unruhe, daß die Vendeer, die doch für beruhigt gehalten wurden, immer noch von denselben Gefühlen des Hasses gegen die Revolution, und Liebe gegen den gesetzmäßigen König beseelt waren. Er beschloß also ein Exempel der Strenge zu geben, um diejenigen zu schrecken, welche, durch ihren Eifer hingerissen, sich zu neuen Unternehmungen gegen seine Agenten, Bischöffe und andere Personen entschließen könnten. Er ließ also strenge Nachforschungen nach denen anstellen, welche den Bischof aufgehoben hatten, und ganz im Geschmack der Regierung von Marocco und Tunis, der in den glücklichen Zeiten der kaiserlichen Regierung Gesetz geworden war, ließ er sie zum Tode verdammen. Nie sind Befehle pünktlicher und rascher vollzogen worden, als die eines Tyrannen; man hatte bald die Schuldigen, oder wenigstens diejenigen fest genommen, welche man dafür halten ließ. Unter ihnen befand sich denn auch der Neffe des Herrn Bigot de Pecameau. Der Kaiser und sein ganzer Hof mit ihm ward davon unterrichtet. Der Staatsrath hört die traurige Nachricht. Anfangs stürzt sie ihn

in die tiefste Traurigkeit. Er weiß nicht, welche Maßregeln er ergreifen soll. Sein Neffe ist noch nicht verurtheilt; der Augenblick dringt. Er entschließt sich also, ohne Aufschub, an den Hof zu gehn. Bei seiner Ankunft in den Tuilerien wird er in das Kabinet des Kaisers geführt, der sich in Gesellschaft des Herzogs von Massa, des Grafen von Massa und zwei Staatsräthen befand. Sein erstes war, trotz der Gegenwart dieser Personen, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen.

„Sire, rief er, mit einem bewegten Tone, und mit Thränen in den Augen, welche traurige Nachricht habe ich bekommen."

„Graf! erwiederte der Kaiser, ich bin sehr betrübt, Ihnen nicht Ihre Bitte bewilligen zu können. Ihr Neffe ist zu strafbar, daß ich verzeihen könnte. Er muß seinem Schicksal unterliegen."

„Ach! Sire! nimmt Bigot das Wort, ich komme nicht, um die Gnade für einen Rebellen anzuflehen. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben, wenn es darauf ankommt, durch Beispiele der Strenge die in Schranken zu halten, welche die Macht Ihrer Majestät verkennen können. Aber Sire, darum bitte ich, mich nicht dies Unglück entgelten zu lassen, daß in meiner Familie

Personen von so verderblichen Grundsätzen sind. Ich erkenne den Verwandten nicht an, der es wagte, Sie zu beleidigen; mögen Ew. Majestät nur mir nicht Ihre Gnade entziehen, und in mir immer den treuesten und ergebensten Unterthan sehn.“

Man kann sich leicht das Staunen aller derer denken, die Zeugen dieses Auftritts waren. Der Kaiser drehte ihm den Rücken zu, und dieser glaubte in diesem Zeichen der Verachtung einen neuen Beweis zu finden, welchen Einfluß die Geschichte seines Neffen auf seine Gunst bei Hofe habe. Er entfernte sich also mit zerknirschter Seele, und verfluchte den Armen, der ihm einen solchen Streich gespielt hatte.

An den Herrn Baron von ***.

Ich hoffte *), mein theurer, alter Freund, einen Urlaub benutzen zu können, welchen mir der Oberkammerherr gab, nach G. zu gehn, und da das Ende eines so unglücklichen Kriegs abzuwarten. Allein leider ist der Wille des Menschen unter allen Verhältnissen nur gar zu sehr abhängig.

---

*) Die folgenden Briefe geben manchen Beitrag zum Kriege im südlichen Frankreich 1814.

D. Ueb.

Ich werde nicht nur nicht in die Dauphinée zurück kommen, sonden auch, trotz dem, daß ich Kammerherr bin, zu einem Polizeispion gemacht. Eine schöne Rolle, das werden Sie mir gewiß zugeben. Inzwischen scheint es Ihnen nicht, daß sie mit der, welche ich seit Jahren spielte, ziemlich auf einer Höhe steht?

Vergangenen Sonntag begab ich mich aufs Schloß der Kaiserin, um bei Sr. Majestät meine Abschiedsvisite zu machen, welche, beiläufig gesagt, jeden Tag übellauniger wird, als ich von dem abscheulichen Ungeheuer, Herzog von Rovigo genannt, bemerkt ward. Er kam auf mich zu, drückte mir die Hand, und sagte mir mit seinem teuflischen Lächeln, das Sie kennen:

„Ich schätze mich glücklich, Herr Graf, Sie hier zu finden; ich wollte Sie schon ersuchen lassen, sich zu mir zu bemühen, da ich von Seiten des Kaisers mit Ihnen zu sprechen habe.“

Dieser Eingang machte mich stutzig, und selbst ein wenig unruhig; ich bat ihn um nähere Erklärung.

„Se. Majestät, fuhr er fort, kennt Ihre Talente, Ihre Treue, und schätzt Ihre Anhänglichkeit an Se. erhabene Person; ich will Ihnen gleich den Beweis davon geben. Er giebt Sie an mein Ministerium ab. Ich bin beauftragt,

Sie heute Mittag dahin abreisen zu lassen, wo Ihre Gegenwart für uns nöthig ist. Se. Majestät sendet in jede Militärdivision kaiserliche Kommissaire, mit der Vollmacht, ihn zu vertreten, und mit großer Gewalt begleitet. Sie wünschen, auf eine sichere Weise von der Art unterrichtet zu werden, wie diese Kommissaire ihre Mission ausrichten, ob sie sie nicht überschreiten, oder im Gegentheil sich nicht dabei Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen. In Folge dessen hat der Kaiser den Entschluß gefaßt, in jedem Hauptort der Division einen bedeutenden Mann, mit einem öffentlichen, aber geheimen Charakter begleitet, zu senden, der dem Kommissair unbekannt, über die öffentliche Stimmung sichere Erkundigung einziehen, und sich vor allen über das Benehmen der höhern Autoritäten Aufklärung verschaffen kann. Ein Gehalt von 48000 Franken ist mit diesen neuen Stellen verknüpft. Sie sind bestimmt, sich nach Toulouse, zum Staatsrath Caffarelly, zu begeben. In zwei oder drei Tagen reisen Sie ab, und tragen Sorge dafür, daß man glaubt, Sie gängen in die Dauphiné, wie auch der Urlaub, den Sie erhalten, bescheinigt. Inzwischen bekommen Sie einen Paß unter andern Namen, und begeben sich an Ihren Bestimmungsort. Nehmen Sie keinen Bedienten

mit, ich werde Ihnen einen von meinen Leuten geben, der treu, verschwiegen, und von Geburt aus Languedoc ist. Er kennt ganz Toulouse; Sie können sich ihm bei wichtigen Aufträgen anvertrauen, da er mein Zutrauen genießt, und von mir stets mit Erfolg angestellt wurde. Er kann Ihnen selbst bei der Korrespondenz zur Hand gehn; er ist mit einem Wort einer der Unsrigen."

„Noch eins! Ich vergaß beinahe, Ihnen zu sagen, daß der Kaiser Sie in keiner Postchaise reisen lassen will. Sie sollen mit der Diligence gehn. Ihr Platz wird auf den nächsten Dienstag aufgehoben und bezahlt seyn. In einem solchen Wagen haben Sie schon Gelegenheit, über das, was man von der Regierung denkt, Erkundigung einzuziehn. Uebrigens werden Sie noch in Ihrem Passe die nähern Weisungen und einen Titel bekommen, der Sie als Abgesandten des Kaisers charakterisirt. Wenn Sie sich durch irgend einen nicht vorhergesehenen Umstand veranlaßt fänden, sich zu entdecken, so verlasse ich mich auf Ihre Klugheit; Sie thun dann, was Sie wollen, und es wird gut geheißen. Auch muß ich Ihnen melden, daß der Kaiser keine Weigerung statt finden läßt; sein Befehl muß vollzogen werden; er ist darin unerschütterlich!"

Da ich sah, daß man mir so den einzigen Ausweg verschloß, wo ich durch zu schlüpfen hoffte, so schickte ich mich in die Umstände; ich versicherte den Minister, daß ich eben so treu als ergeben sey, und nichts vernachlässigen würde, dem Vertrauen, das der Kaiser auf mich zu setzen geruhte, aufs beste zu entsprechen. Der Minister entgegnete seinerseits, daß er daran nicht zweifle, und wir schieden als die besten Freunde von der Welt. Unter diesen Umständen, mein lieber Baron, handelte ich, wie ich immer thun werde; ich schlage den Befehl, den man mir giebt, nicht aus, überzeugt, daß ich das Gehässige der Maßregel um ein Bedeutendes vermindern kann, während eine Weigerung meinerseits einem Mann, der geneigt ist, es zu übertreiben, nur die Macht giebt, Böses zu thun. — — Ich war in der Lage, eine Menge Menschen unglücklich zu machen. Stellen Sie einen Merlin de Douai, einen Barrere, einen Thibeaudeau dahin, gewiß würden die Gefängnisse von Toulouse bald voll geworden seyn. Der Schrecken wäre an die Tagesordnung gekommen; die Familien hätten in Thränen geschwommen; Menschen, die sich ruhig niederlegten, würden am Morgen auf dem Wege zum Kerker erwacht seyn. Jedoch, nun meine Reiseabentheuer! Montags bekam ich schon früh

Morgens ein Packet mit meinen Instruktionen; ich eilte, es aufzumachen; sie werden gestehen, daß die kaiserliche Polizei nichts vernachlässigte.

„Unser Kammerherr, der Graf von —, Mitglied der Ehrenlegion, Großkreuz des — Ordens, wird sich unter dem Namen des Herrn von — nach Toulouse begeben, um hier einige geheime Aufträge zu besorgen, die ihm durch gegenwärtiges zugetheilt werden. Er wird genau und mit größter Sorgfalt die Schritte des Grafen Caffarelly, unsers außerordentlichen Kommissairs, und die seinem Dienste beigesellten Staatsauditoren bewachen. Gleichermaßen wird er auf die Marschälle, Herzoge von Dalmatien und Albufera, desgleichen auf die Divisionsgenerale, Präfekten, Unterpräfekten, Maire, und überhaupt alle öffentliche Beamte Acht haben. So wird er auch der nämlichen Aufmerksamkeit die Individuen beider Geschlechter unterwerfen, welche durch ihren Rang, ihr Vermögen, ihren Credit, ihre Talente, auf die öffentliche Meinung Einfluß haben können. Er wird eben so wenig vernachlässigen, die Stimmung des Volkes, der Nationalgarde, besonders ihrer Befehlshaber zu ersehen. Er wird uns in den Stand setzen, bestimmen zu können, bis wie weit wir auf sie rechnen können. Eben so mag er dafür Sorge tragen, uns die

reichen Eigenthümer aller Volksklassen zu bezeichnen, desgleichen uns Kenntniß von dem muthmaßlichen Vermögenszustande der unverehligten Personen des einen und des andern Geschlechts zu geben, wobei das Alter der Männer bis zum 40. Jahre angenommen wird. Auch darf er nicht vergessen, auf die untergeordneten Geistlichen ein wachsames Auge zu haben, sich von ihren wahren Gesinnungen zu belehren, zu erforschen, ob sie von einem friedlichen oder fanatischen Geiste beseelt sind. Mit einem Worte, nichts liegt außer seinem Kreise. Seine Beobachtung muß sich auf alle Individuen und alle Gegenstände erstrecken. Er muß jeden Festtag an den Minister der Polizei seinen detailirten Bericht abstatten; aber er wird seine Briefe unter Couvert der vier anbei bezeichneten Personen absenden. Wir verlassen uns hierbei, wie in den übrigen Punkten, auf seine Klugheit, und hoffen, er wird bei diesen Verhältnissen neue Beweise seiner Liebe für unsere Person ablegen."

Gegeben in unserm Hauptquartier zu *** den — — —

Unterz. „Napoleon."

Herz. v. Rovigo, Minister der allgemeinen Polizei.

Nachschrift. „Acht mag er auch auf die Bewegungen der englischen und französischen Armeen, so wie auf den Gang der Dinge in den für den Augenblick vom Feinde besetzten Departements haben.“

Mit diesem schönen Wisch versehen, der mich in pompösen Ausdrücken zu einem Polizeispion stempelte, machte ich mich zur Abreise fertig, und morgen früh geht es fort, entschlossen, nach Paris nichts zu berichtigen, als unbedeutende Dinge, während ich Sie aus eigner Machtvollkommenheit zu meinem Minister der allgemeinen Polizei ernenne, und Ihnen in dieser Würde verspreche, von allem, was ich sehen werde, treuen Bericht zu geben. Wir müssen denn schon sehen, wie wir uns am besten aus der Affaire ziehn. Noch vergaß ich Ihnen zu sagen, daß meinem Papiere ein Schreiben an alle Behörden beigefügt war, worin sie angewiesen wurden, mir alle Hülfe und Beistand zu gewähren, den ich etwa verlangen könne, und zugleich verboten war, in Hinsicht meiner irgend eine Nachforschung oder Frage zu wagen, so, daß wenn ich genöthigt bin, sie anzurufen, ich für sie ein Geheimniß bin. Leben Sie wohl!

An denselben.

Ich kannte die Stadt gar nicht, wo ich für den Augenblick wohne. Mein Gott, welche Brauseköpfe! welch kochendes Blut! Wahrhaftig, wir Bewohner der Dauphiné sind Eis gegen diese Menschen aus Languedoc. Der Augenblick, worin wir uns befinden, erhitzt alle Köpfe. Man getraut sich nicht, den Ausgang des Kriegs im Voraus zu sagen, aber wünscht doch lebhaft, wo nicht den Sturz, doch wenigstens die Demüthigung des Monarchen, den man verabscheut. Der arme Caffarelly hat davon eine eben so traurige als grausame Erfahrung gemacht; man fürchtet ihn, und höhnt ihn, ob man schon immer auf den Knieen liegt. Sie werden diese wichtige Person nicht kennen, und darum möge hier der Versuch gemacht seyn, Ihnen eine Schilderung von ihm zu geben.

Der Graf Joseph Caffarelly ist das neunte oder zehnte Kind eines Pfahlbürgers, der sich einbildete, die Welt dadurch irre zu führen, daß er den zu gewöhnlichen ihm eignen Namen Caffarel in Caffarelly verwandelte, der ihm wohltönender schien, und behauptete sogleich frischweg, seine Familie sey italiänischen Ursprungs. Niemand glaubte es. Jeder wußte recht gut, daß sein Vater, ein unbedeutender Advokat, ver-

gebens um die Ehrenstelle eines Kapitulars in Toulouse nachgesucht hatte. Der älteste seiner Geschwister wollte 1789 unter den Adel des Bezirks von Kastelnaudary aufgenommen werden, da er jedoch nicht die nöthigen Beweise, die man forderte, aufbringen konnte, so sahe er sich genöthigt, in den dritten (bürgerlichen) Stand zu flüchten. Inzwischen wurde er Offizier im Geniekorps. Seine Talente, seine persönlichen Verdienste hoben ihn schnell. Er ging mit dem General Buonaparte nach Egypten, und fand seinen Tod vor St. Jean d'Acre. Sein Verlust ging dem Obergeneral jedoch sehr zu Herzen, und man war allgemein der Meinung, daß, wenn Caffarelly länger am Leben geblieben wäre, so würde sein Name bei der Marschallswahl auf die Liste dieser gekommen seyn. Jedoch auch todt nützte er noch als Beschützer seinen Brüdern. Zwei derselben waren im geistlichen Stande. Der eine war demselben treu geblieben, der andere hatte sich davon los gesagt. In Folge des Concordats wurde der erstere vom ersten Consul zum Bischof von St. Brieux, und der zweite zum Präfekten von Calvados ernannt. Zwei andere Brüder im weltlichen Stande waren noch anzustellen übrig. August, anfangs Adjutant des Kaisers, wurde in Folge des veränderten letzten Buch-

stabens in seinem Namen und seines vorgeblichen italiänischen Ursprungs Kriegsminister in Italien. Jedoch so gut es auch der Kaiser meinte, es war ihm doch unmöglich, den Adjutanten auf diesem zu hohen Posten zu lassen; die Unfähigkeit dazu war zu groß; er sah sich genöthigt, ihn abzusetzen, und schickte ihn in der Folge nach Spanien, wo er sich eben so wenig auszeichnete. Endlich der letzte der Familie in Frankreich — denn es gab auch noch zwei unbekannte Emigrirte davon, deren Niemand gedachte — ist der Graf Joseph Caffarelly, jetzt Staatsrath und außerordentlicher Kommissair, ehemals Seepräfekt zu Brest, aber vom Kaiser in dem Augenblicke nach Hause geschickt, wo er im Unwillen über die Herren alle, den einen aus dem Ministerium, den andern aus der Präfektur von Calvados und diesen aus der Seepräfektur jagte. Ich versichere Sie, daß der Kaiser zu diesem wichtigen Zweck einen ungleich gewandtern Mann hätte aussuchen können. Der Graf ist ein feiger Mann, ungewiß in allen Dingen, ohne Achtung, das Spielwerk vom Marschall Soult, der manchmal seine Freude daran hat, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Er suchte nach seiner Ankunft sich in gute Gesellschaft zu mischen, aber alle Thüren blieben ihm verschlossen, er konnte in kein gutes Haus kommen,

als in das seines Verwandten, des Grafen Dübarry d'H.**, der Bruder des berüchtigten Dubarry und Schwager der schamlosen Maitresse Ludwigs XV. Die Gräfin H. — nahm ihren Vetter mit offenen Armen auf; sie gab ihm Feten, wo niemand erschien, sie schwor bei seinem Namen, kurz sie zeichnete ihn, nebst ihrem Mann, bei dieser Gelegenheit aus.

Der Präfekt der Obergaronne heißt Detouchés, und ist entweder, so viel ich weiß, mit dem Marschall Augereau oder Ney verwandt, sehr stolz, und giebt, um neutral zu bleiben, keinem Menschen auf der Welt nach. Man kennt ihn recht gut, trotz des Schleiers, den er vornimmt. Der Oberpolizeikommissär ist ein Herr Campan, der Sohn der berühmten Erzieherin dieses Namens. Er scheint ein guter Mann, arglos, kräftig, und allgemein in der Stadt geliebt zu seyn, was er theils seiner Milde, theils wohl auch den Feten und Diners, die er giebt, und die die Toulouser nicht ungern sehn, verdanken mag. Der erste Präsident ist ein Mann, der außerordentlich zerstreut ist, er hat kein Vertrauen; seine Unbedeutenheit fällt zu sehr auf; eben so nimmt er auf die Würde seines Standes zu wenig Rücksicht. Im Schauspiel theilt er die Loge mit seinem Hausschreiber, der in seinem

Hotel die erste Rolle mit einer abscheulichen Impertinenz spielt. Der Generalprokurator heißt Corbière. 1793 war er wüthender Jakobiner, und haranguirte gewaltig gegen alle ehrlichen Leute. Man hörte ihn einstmals öffentlich in der Sitzung von einer Sache sprechen, worin das Recht auf Seiten der Gräfin von — war: „Ja, ich stimme für sie, trotz des Hasses, den ich gegen die Kaste hege, aus welcher sie stammt, und den jeder von uns kennt und theilt" *). Indessen solche Ansichten hatten ihn doch nicht gehindert, nachher um Kreuze und Decorationen einzukommen, und lange mit den bescheidenen Titel eines Ritters der Ehrenlegion geschmückt, gilt er jetzt als Baron de Corbière, ist übrigens ein tüchtiger Arbeiter, kennt genau sein Fach, und zieht allen möglichen Vortheil daraus. Jedoch sehr despotisch, seine Untergebenen tyrannisirend, wird er von jedermann gehaßt; und allen gemeinen Dirnen huldigend, ist er eben so gemein in seinem Benehmen, als äußerst unansehnlich und

---

*) Ich dächte, in damaliger Zeit wäre dies eben so männlich als vernünftig gesprochen gewesen. Den Adel, als Kaste, kann man allerdings hassen. Wenn man nur den einzelnen würdigen Männern desselben das, was Recht ist, wiederfahren läßt.

D. U.

häßlich von Figur. Der Maire von Toulouse stammt aus guter Familie, deren Oberhaupt ein Kapitular ist, und seine Tugenden hatten ihm bisher allgemeine Achtung erworben, aber unglücklicher Weise ist in der Welt nichts Beständiges, und der Baron von Malaret, ein von Seiten der Frau mit dem Herzoge von Rovigo nach verwandter Mann, hat ihn bereits in der Meinung der Bürger sehr herab zu setzen gewußt; jeden Tag verliert er mehr an Achtung, und ich fürchte, ein übel berechneter Schritt kann sie ihm ganz und gar rauben.

Sie sehen, was man ungefähr von den ersten Behörden hier urtheilt. Von den Militärpersonen will ich nicht sprechen; ich kenne sie zu wenig, und dann sind ihrer auch zu viele, um damit fertig zu werden; die Niederlage bei Orthes hat die ganze Armee nach Toulouse zurück geworfen. Wir sind mitten in einem Lager. Man versichert, der Marschall wird sich innerhalb dieser Mauern halten. Was jedoch gewiß ist, ist, daß man sich auf beiden Ufern der Garonne verschanzt; wir haben ungefähr 25,000 Mann guter Truppen, eine Nationalgarde, die eben so trefflich eingerichtet, als gut geleitet ist. Nun aber auch von dem Abgrunde, worein der Graf Caffarelly ohne Möglichkeit der Rückkehr

hinabstürzt. Alle seine Thorheiten, und deren Zahl ist wirklich nicht gering, werden nämlich von einer neuen übertroffen, welche über alles geht. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, — und ich bin überzeugt, daß es nicht unwahr spricht — der Herzog von Angouleme sey bei der Armee der Engländer. Diese Nachricht hatte die Gemüther gewaltig erschüttert; der Graf Caffarelly glaubte der Meinung entgegen zu arbeiten, wenn er eine Proklamation erließ, in welchem er den Prinzen, den er mit dem Namen Angouleme bezeichnet, als Flüchtling und Sklaven im Gefolge der Engländer, und aus ganz entartetem Geschlechte entsprossen, bezeichnet. Nun denken Sie, welchen Einfluß dieser empörende und lächerliche Anschlag hervorbringen mußte. Es ist seit diesem Augenblick nur ein Toben gegen den Herrn Kommissair, der sich gar nicht mehr zu zeigen wagt, weil ihn nur Zischen und Verachtung erwartet.

Ich sende Ihnen hier die Kopie einer Proklamation, die man hier in Beschlag genommen hat, und dem Prinzen Condé zuschreibt. Ob es wahr sey, weiß ich nicht, wenigstens sagt sie, was sie sagen soll. Sie können darüber urtheilen.

„Franzosen, lautet sie, der Nachkomme des heiligen Ludwigs, der Erbe Heinrichs IV. und

Ludwigs XIV., kommt zu Euch, mit dem Vertrauen, von Euch den Thron und die Erbschaft seiner Väter wieder zu erhalten. Mögen bei seiner Ankunft, seinem Namen alle Herzen gerührt werden! Möge er weniger sein Königreich, als Eure Herzen erobern! Mögen vor ihm Furcht und Haß verschwinden! Er bringt nicht das Schwert, sondern den Oelzweig. Friede ist sein Wahlspruch, und Verzeihung des Unrechts seine Wappenschrift. Ach wie rühmlicher ist es doch, dem rechtmäßigen *) Herrscher zu gehorchen, dem alle seine Rechte eine lange Reihe von Jahrhunderten, und die Liebe seiner Völker zusichern, als einem grausamen Usurpator **), der seine Macht nur durch Blutvergießen befestigen kann, und indem er das heilige Gesetz des Eigenthums antastet, der alles zu Soldaten machen will, weil er von der dunkelsten Herkunft sich das erste Zepter der Welt angemaßt hat. Kennt er die alten Gesetze der Ehre, er, der nie sein Wort gab, als um es zu brechen ***). Welchen Versprechungen wollt Ihr bei ihm trauen,

*) ? War dies Napoleon nicht?
D. Ueb.

**) Das war Napoleon nie, und als Souverain von Elba nicht einmal 1815. D. U.

***) Das hat er mit so vielen Fürsten gemein gehabt! D. U.

der nie dergleichen gab, als um sie zu brechen? Wo sind seine Wohlthaten, seine Tugenden? Durch welche Eigenschaft gleicht er die erhabene Frömmigkeit *) unserer Vorfahren aus? Gleicht er vielleicht dem heiligen Ludwig, indem er zweimal den gemeinschaftlichen Vater der Gläubigen wie einen Sklaven umher schleppte, und ihn mit Schmähungen überhäufte, und die Religion verfolgte, welche er eine Zeitlang zu schützen Miene machte? Werden ihn wohl gebrochene Eide, gebrochene Verträge, fälschlich gegebene Friedensversicherungen dem loyalen Franz I. **) gleich machen? Wird er, wie Heinrich IV., rufen: Schont die Franzosen! Rettet die Franzosen! er, der trunken von Blut, jeden Tag aufsteht, neues zu vergießen; der ganze Völker in den Abgrund stürzt, und sie im Kriege vernichtet; der nur Souverain wurde, weil er sich seinen Thron auf Leichnamen erbaute? Wo sind die Manufakturen, die er ermunterte? Wel-

---

*) Davor bewahre uns Gott! Leider ist sie es, die Frankreich und damit Europa aufs neue in den Strudel der Anarchie zu stürzen droht!

Der Ueb.

**) Der loyale Franz? ! Brach er denn nicht den Madriter Vertrag, wie jeden, den er mit Karl V. schloß?

D. U.

chen Landmann schützte er *)? Welche Handelsstadt nennt seinen Namen mit Liebe? Unterstützte er die Wissenschaften? Nebenbuhler von Ludwig XIV. will er seyn? hat er seine glänzende Größe? seinen schöpferischen Blick? (!!!) Nein! er schuf nur, um zu vernichten. Die Kriegskunst ist das Einzige, was er weiß, weil es das Einzige ist, was Unglückliche macht! Franzosen, wir stellen uns an Eure Spitze, um ein eisernes Joch abzuschütteln, womit man Euch belastet hat; Ihr werdet Euch um das weiße Banner der Bourbons versammeln, und es immer auf dem Wege der Ehre finden! Zerbrecht Eure Ketten; bewaffnet Euch! Bürger und Soldaten, bildet nur eine Familie. Beim niederschmetternden Anblick der Lilienfahne wird der Adler des Treulosen entfliehn **). Was sind diese Fahnen von heute gegen die alten Banner, die Euch so lange zum Siege führten! Ihr sprecht von Abschaffung der Gesetze; die Tyrannei scheint Euch durch Versprechungen verführen zu wollen. Ihr seyd ja Kinder Eures Königs. Er muß alles

*) Wurden sie vor der Revolution geschützt? Und wenn er sie nicht schützte, warum hingen sie 1815 so an ihm? D. Ueb.

**) 1815 sah man das Gegentheil. D. Ueb.

vernichten, was zu Euerm Unglücke beiträgt. Ja, Ihr werdet glücklich seyn, Eure Wunden vernarben sehn, das Vergangene soll vergessen seyn, die Zukunft nichts, als eine Reihe von Freuden bringen; aber vor allem muß der Urheber unserer Leiden, der Nero der Franzosen fallen. Höre ich nicht allgemeines Rachgeschrei gegen ihn ertönen? Welche Haufen hat er nicht gestürzt? Welchen Krieger nicht geopfert? Welchen Mann von Ehre nicht verfolgt? Welche Familie nicht zu Thränen gebracht? Welche Mutter hat nicht einen Sohn von ihm zu fordern? Was sag ich, einen? hat er sie nicht alle zur Schlachtbank geschleppt? — Ich selbst — ach Franzosen, Ihr beklagt gewiß mit mir den Sprößling der Condé's, des edeln Geschlechts, den Ihr immer liebtet. Er ist nicht mehr. Sein Blut schreit Rache, und stieg zum Himmel, um den Blitz aufzufordern, der niederschmettern will. Die Stunde hat geschlagen. Ihr seyd erlöst von dem Tyrannen. Vereinigt Euch um mich! Noch eine That, die letzte, und das Vaterland ist gerettet! Auf, und in dem befreiten Paris erhebt sich eine Stimme, welche durch ganz Frankreich tönend, beim Sturze unsers Feindes wiederhallt: Es leben die Bourbons! Es lebe der König!"

Gez. L. J. Bourbon-Condé."

Dieser kräftige Aufruf ist ein wahres Gegengift der verhaßten Proklamation von Caffarelly. Die Lacher hier zu Lande lassen es ihm denn an nichts fehlen. Eines Tages floh er, auf das falsche Gerücht einer Unternehmung Wellingtons, voller Schrecken, bis nach Baziege, einem etwa 4—5 Meilen von Toulouse entfernten Dorfe. Dasselbe geschah nachher noch einmal.

Beim ersten Male züchtigte ihn nur ein Epigramm.

Es hieß:

„Wir haben den besten Kommissair,
„Er gilt uns mehr, als manches Heer.
„Doch, zeigt sich nur der Feind von weiten,
„Ist ers, den man davon sieht reiten."

Beim zweiten Mal jedoch reichte ein solches Ding nicht mehr hin. Man richtete ein ganzes Lied gegen ihn, das nach einer Volksmelodie abgesungen wurde.

So eben verbreitet sich die Nachricht vom Einzuge des Herzogs von Angouleme in Bordeaux; man behauptet, der Prinz sey in St. Jean Pied de Port gelandet, und gegen die Hauptstadt von Guienne mit dem Korps des General Beresford marschirt; der Maire von Bordeaux, Graf Lynch, habe mit der Municipalität daselbst Rücksprache genommen, und sey ihm ent-

gegen gezogen, habe ihn demüthig gebeten, eine Stadt mit seiner Gegenwart zu beglücken, die ihm stets treu gewesen sey; der Prinz habe eingewilligt; der Enthusiasmus sey nun fortgegangen; die kaiserlichen Fahnen wären gestürzt, die Fahne ohne Flecken *) wieder aufgepflanzt! Der Prinz sey am äußersten Ende der Stadt von den Behörden empfangen, vom Maire mit einer Anrede bewillkommt, im Triumpf in die Stadt geführt worden. Die Bordeauxer, außer sich, übertrafen sich, ihre Freude war sonder Beispiele; die Proklamation des Grafen von Lynch konnte nur ihre Liebe erhöhen. Hier folgt sie! Ich denke ja, man kann so ein Ding nicht genug vervielfältigen, und für Euch, ihr Dauphinéer, soll es ein schönes Beispiel zur Nachahmung seyn; ohne Zweifel werden Euch ja wohl durch irgend einen Schlag die Oesterreicher dazu auch Gelegenheit geben. Ich für meine Person brenne vor Begierde, mit meiner Sendung zu Ende zu seyn. Nutzen zieht die kaiserliche Regierung eben nicht davon. Mein rothes Kleid drückt mich, und es dauert mir viel zu lange, einen Rock abzuwerfen, der mich entehrt, den mir die Gewalt aufgedrun-

---

*) Ohe! D. Ueb.

gen hat. Jedoch ich wollte Ihnen ja die Proklamation abschreiben! Also:

„Einwohner von Bordeaux! Der väterliche Magistrat Eurer Stadt ward durch die glücklichsten Ereignisse aufgefordert, sich zum Dollmetscher Eurer zu lange Zeit unterdrückten Gesinnungen und zum Werkzeuge Eurer Wünsche zu machen; in Eurem Namen den Enkel, den Eidam Ludwigs XVI. zu empfangen, dessen Daseyn die erzürnten Völker in Verbündete umwandelt, sie, die bis zu unsern Thoren den Namen von Feinden führten. Schon haben die Proklamationen, die Eure Ungeduld, in Ermanglung der Pressen, durch die Feder vervielfältigt hat, uns über die Absicht des Königs und die der Alliirten unterrichtet. Die Engländer, Spanier und Portugiesen erscheinen nicht, um diese Gegenden einer fremden Herrschaft zu unterwerfen. Sie vereinigten sich nur im Mittag, wie die andern Völker im Norden, um die Geißel der Länder zu vernichten, und sie durch einen Monarchen zu ersetzen, der der Vater seines Volkes ist. Aber auch nur durch ihn können wir die Erbitterung eines benachbarten Volkes besänftigen, gegen das uns der treuloseste Despotismus bewaffnet hat. Die Hände der Bourbons sind rein vom französischen Blute; das Testament Ludwigs XVI. in

der Hand, vergessen sie jede Beleidigung, überall sagen sie, daß Toleranz das erste Bedürfniß ihrer Seele ist. Sie vergessen die Irrthümer, die die Täuschung über die Freiheit erzeugte, indem sie die schreckliche Verwüstung der Tyrannei, welche durch die Zügellosigkeit herbei geführt ward, beweinen. Weit entfernt, sich an denen rächen zu wollen, die in zu großem Eifer dadurch das wahre Glück verjagten, kommen sie, die wahre Freiheit wieder herzustellen, die das Volk und den Monarchen gegenseitig ohne Mißtrauen läßt; alle freisinnigen Veranstaltungen sollen aufrecht erhalten werden. Der Prinz ist erschrocken über die Leichtigkeit der Franzosen, Auflagen zu geloben, und wird sich mit unsern Repräsentanten über die gesetzmäßigste Weise, die billigste Vertheilung besprechen, um das Volk nicht ganz zu vernichten. Die kurzen, aber tröstenden Worte des Sprößlings von Ludwigs XVI.: „Keine Tyrannen, keinen Krieg, keine Conscription, keine drückenden Auflagen" *)! haben alle Familien beruhigt. Schon zweimal hat Se. Majestät im Angesicht von Europa versprochen, daß das Staatsinteresse es ihm zu einem Gesetze gemacht

*) Sie sind noch nicht abgeschafft!

D. Ueb.

habe, die Nationalgüterverkäufe, die durch unzählige Veränderungen des Besitzes so viel Familien interessiren, aufrecht zu erhalten *). Ich bin überzeugt, daß der feste Wille des Königs darauf hinausgeht, die Industrie zu fördern, und jene Freiheit des Handels wieder herzustellen, der bis 1789 unter allen arbeitenden Klassen Wohlstand verbreitete. Eure Erndten werden nicht mehr verheert werden. Die Kolonieen, lange Zeit vom Vaterlande getrennt, werden wieder zurück gegeben werden. Das Meer, ganz unnütz für uns geworden, wird uns wieder freundschaftliche Flaggen zuführen. Der Gemahl von Louis XVI. Tochter ist in Euern Mauern. Er wird Euch bald den Ausdruck der Empfindungen, die ihn beseelen, derer, welche er dollmetschen soll, mittheilen, die Hoffnung des Glückes, das er uns versichert hat, hat meine Kräfte aufrecht gehalten; ich habe nicht nöthig, Euch zur Eintracht zu ermahnen; alle unsere Wünsche, gehn sie nicht auf denselben Gegenstand, auf die Zerstörung der Tyrannei, unter welcher wir geseufzet haben? Jeder von uns muß indeß dazu mit eben so viel Ordnung als Eifer das Seinige beitragen. Am-

*) Leider waren auch das fast nur schöne Worte!
D. Ueb.

sterdam hat nicht erst die Gegenwart seiner Befreier erwartet, um sich zu erheben, und die alte Regierungsform wieder anzunehmen. Dem Patriotismus des Volkes verdankt der Statthalter seine Erhebung und die Armee, welche die holländische Freiheit vertheidigt. Ihr habt, als die ersten, ein ähnliches Beispiel dem ganzen Frankreich gegeben. Der Ruhm, der Vortheil, den eure Stadt davon zieht, wird sie auf ewig unter allen Städten berühmt machen. Alles läßt hoffen, daß nun endlich nach so vielen Uebeln das von der Vernunft gewünschte Ziel gekommen sey. Vielleicht ist es dem großen Führer, der schon den Namen eines Volksbefreiers erworben hat, bestimmt, seinen glorreichen Namen mit der Epoche dieses glücklichen Wunders verherrlichen zu können. Dies sind wenigstens, lieben Mitbürger, die Beweggründe, die Hoffnungen, welche meine Schritte leiteten, welche mich, falls es nöthig wäre, vermocht haben, selbst mein Leben aufs Spiel zu setzen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nie etwas anderes, als das Glück meines Vaterlandes vor Augen gehabt habe.

Bordeaux, d. 16. März 1814.

Gez. ꝛc.

An Denselben.

Lassen Sie uns die großen Ereignisse, die uns, Bester, umgeben, ein wenig in den Hintergrund schieben, und einmal von den lächerlichen Auftritten sprechen, von denen ich wenigstens Zeuge bin; dann kommt das Traurigste von selbst daran. Mein Gott, was soll aus uns werden? Die Alliirten haben Paris eingenommen, so eben haben wir die Nachricht davon erhalten, und wenn ich nach den Bewegungen urtheilen darf, welche rings umher vorgehn, so ist eine blutige Schlacht nahe und unvermeidlich. Ich habe mehrere interessante Neuigkeiten für Sie, aber bevor ich Sie dadurch vielleicht unmuthig mache, müssen Sie lachen. Hören Sie also!

Um die Sendung des Grafen Caffarelly im ganzen Umfange zu beurtheilen, müssen Sie wissen, daß man ihn zum Gehülfen das gewandteste Männchen, das ich kenne, den Staatsauditeur M. C. de — N.** gegeben hat. Es ist ein halber Narr, aber außerdem geht er noch bei seinen Geschäften mit so viel Filzheit und Knauserei zu Werke, daß er sich mehr als zu lächerlich macht. Ich habe ihn vor langer Zeit in Paris kennen gelernt, wo er der Gegenstand des Lachens aller Gesellschaften, die Zielscheibe aller Journalisten war.

Eines Tages befand er sich bei der Gräfin Fanny Beauharnois, und klagte bitterlich über das Unglück, den Vorlesungen des berühmten D. Gall nicht beigewohnt zu haben, die damals so sehr Mode waren. Ein Mann, der eben so viel Witz, als Geist, aber auch Bosheit in so hohem Grade besaß, daß er dadurch sogar in üblen Ruf kam, schien von R.'s Klagen gerührt, und machte sich anheischig, den deutschen Wundermann zur Gräfin selbst zu bringen. Die Freude des getäuschten Tropfes war außerordentlich. Er wußte das Vergnügen, Gall zu sehen, und besonders ihn zu hören, ohne etwas bezahlen zu dürfen, gehörig zu schätzen, auch unterließ er nichts, der Gräfin zuzureden, das Anerbieten anzunehmen. Diese war von dem, was geschehen sollte, schon unterrichtet, und stand nur noch etwas aus bloßer Herzensgüte an. Der Staatsauditeur drang jedoch so heftig in sie, daß sie, um nicht die übrige, darein eingeweihte, Gesellschaft zu beleidigen, endlich für den nächsten Tag die Erlaubniß gab, um welche sie so sehr angegangen ward.

Um sieben Uhr des Morgens fand sich ein jeder der Gäste wiederum ein, im Stillen dachte zwar jeder anders, jedoch alle wollten Zeugen des Auftritts seyn, der nun statt finden sollte.

Die Gräfin staffirte einen kleinen untersetzten fast buckligen Kellermeister aus, ließ ihm seine Livree ausziehen, sich ganz schwarz kleiden, das Haar recht weiß pudern. Man gab ihm einen Perükkenstock, ganz in weiße Leinwand eingehüllt, er bekam seine Weisung, und namentlich den Befehl, wenig zu reden, seine Rolle mit dem Herrn von R. ganz zuletzt zu spielen.

Die Sache ging Schritt vor Schritt. Um 8 Uhr des Morgens, wo die Ungeduld aufs höchste gestiegen war, wo der gute Mann, der so getäuscht seyn sollte, schon fürchtete, den deutschen Wundermann nicht zu sehn, weil er vielleicht, wie er meinte, vom Fürst von Benevent, der ein großer Freund der Schädellehre sey, entboten worden wäre, gingen auf einmal beide Flügelthüren auf, und ein Kammerdiener meldete den Herrn Doctor Gall. Bei diesem Namen verbreitete sich eine angenehme Ueberraschung durch die ganze Versammlung, und besonders spricht sich diese in jeder Miene des runzlichen Antlitzes vom Herrn R. aus. Er reibt die Hände, er spuckt drei bis viermal schnell auf den Teppich vor dem Kamin aus, wie er es in der Gewohnheit hat, er beeilt sich aufzustehn, und steckt geschwind das Taschentuch, das, er mochte seyn wo und bei wem er wollte, auf den Knieen

lag, um zu trocknen, ein. Jeder macht inzwischen dem Doctor sein Kompliment; er antwortet bescheiden. R. ist keinesweges der letzte, der sich ihm nähert. Bald bemächtigt er sich desselben ganz allein, und kein Mensch kann fürder ein Wort mehr hervor bringen. Der Doctor, der sehr vorsichtig ist, sagt nur wenig. Inzwischen scheint er doch von dem zuvorkommenden Wesen unsers geheimnißvollthuenden Männchens geschmeichelt zu seyn; er spricht mit ihm, ohne erkannt zu werden; er läßt sich in einem Winkel des Zimmers führen, und hier bittet ihn R., ihm doch einmal seinen Schädel zu befühlen. Anfangs macht er einige Schwierigkeiten. Der neugierige Mann besteht jedoch darauf, und der Doctor willigt ein. Er kündigt nun an, daß er eine Sitzung halten, daß er in Folge derselben sein System entwickeln, und es namentlich in Bezug auf den Schädel der Königin Christine von Schweden auseinander setzen will, welcher in der Serviette, die er mitgebracht habe, enthalten sey. R. ist vor Freuden außer sich; er stützt sich auf ein Tischchen, er bittet nur den Doctor, recht aufrichtig zu seyn. Der Schelm antwortete ihm, daß er darüber schon Beweise gegeben habe; daß, wenn er die Wahrheit verschleiern wollte, er unmöglich Zutrauen einflößen könne, weil seine

Aussprüche dann nicht einmal von denen, die das Individuum, dessen Schädel er untersuchte, genauer zu beurtheilen wüßten, gewürdigt werden könnten. Er fing indessen endlich an, und machte eine Menge Grimassen. Mit starker Stimme, festem Tone sagt er, daß Herr M. von R. geitzig, boshaft, und ein Narr sey. Diese gar nicht schmeichelnden Aussprüche machten dem Herrn Staatsauditeur gewaltig üble Laune. Er brummt anfangs, dann wird er ärgerlich, endlich bricht er los. Der Doctor bleibt ihm nichts schuldig, er beklagt sich, daß man ihm so begegnet, und fordert R. heraus, was dieser abschlägt. Nun nimmt er den vorgeblichen Schädel der Königin von Schweden und geht zur Thüre hinaus, man mag ihm sagen, man mag auch machen, was man will, um ihn zurück zu halten.

Kaum ist er fort, als alle Welt den Auditeur umringt, ihm wegen seiner Unartigkeit zusetzt. Die allgemeine Stimme macht ihn bestürzt, er fürchtet, nicht recht gethan zu haben. Man raunt ihm sogar ins Ohr, daß er selbst die Gräfin Beauharnois beleidigt habe, daß sie ihn nicht wieder bei sich sehn könne, wenn er seine Unvorsichtigkeit nicht auf eine in die Augen fallende Weise gut mache.

R. hielt gar viel auf die Diners der Gräfin. Die Furcht, davon ausgeschlossen zu werden, peinigt ihn gewaltig; er fragt also hastig, was er denn unter diesen Umständen zu thun habe? Man sagt ihm, er müsse sogleich zum Doctor Gall gehn, um ihn zu bewegen, wieder mit zu kommen. Der Herzog von Monteleone, damals Gesandter des neapolitanischen Hofes, bietet ihm seinen Wagen an. R. nimmt das Anerbieten an, er fährt gleich fort, und kommt zu D. Gall. Der Zufall will es, daß dieser zu Hause ist. Man sagt ihm, ein Staatsauditeur — mit seinem Titel hielt Herr von R. nie zurück — wolle mit ihm sprechen. Er läßt ihn herein treten. R. kommt. Weil er ein sehr kurzes Gesicht hat, und übrigens ganz außer sich war, so merkt er, dem Manne gegenüber, immer den Streich noch nicht, den man mit ihm gespielt hat.

„Ich bin ganz außer mir, sagte er daher hastig, daß Sie diesen Morgen durch meine Lebhaftigkeit beleidigt worden sind. Aber Sie werden mir zugeben, wenn Sie ein wenig darüber nachdenken, daß man sich doch unmöglich bös, geitzig und narrenhaft schildern hören kann, ohne von einer unwillkührlichen Bewegung ergriffen zu werden. Haben Sie die Güte, mich deshalb zu entschuldigen, und mit mir in dem Wagen des

Herrn Herzogs von Monteleone in die Gesellschaft zurück zu fahren, die nur darauf brennt, Sie wieder zu besitzen, und den Schädel der berühmten Christine von Schweden zu bewundern."

Die bekannte Hastigkeit, mit der der Herr von N. dies alles hervorbrachte, erlaubte dem D. Gall nicht, ihn zu unterbrechen. Als indessen nun die Reihe zu reden an ihn kam, versicherte er natürlich hoch und theuer: daß er nicht ein Wort von dem, was er ihm sage, begreife, daß er den Schädel der schwedischen Königin nie besessen habe, daß er heute noch nicht ausgegangen sey, daß der Herr Auditeur im Gegentheil eher der Gegenstand eines zu weit getriebenen Scherzes zu seyn schiene.

Diese Worte waren für den armen Teufel ein Lichtstrahl. Nun begriff er erst die Rolle, die er gespielt hatte, und nachdem er sich beim Doctor beurlaubt hatte, eilte er, ganz roth vor Zorn, nach Hause, und erschien nie wieder bei seiner Gönnerin, als an den Tagen, wo er hergebrachter Weise zur Tafel geladen war.

Eine Menge ähnlicher Auftritte, wo er sich dem Gelächter, der Verachtung preis gab, könnte ich Ihnen noch eine Menge mittheilen. Sie alle

sind denn hier vollkommen bekannt; man lacht über ihn, man erzählt sich tausend Züge von seinem Geitze. Mit seinem Wirth in Perpignan soll er sich geschlagen haben, weil dieser ihm ein Täubchen in Rechnung brachte, was der Bediente verzehrt hatte. Vor einem Buchdrucker soll er von Stadt zu Stadt geflohen seyn, der gar nicht existirte, von dem ihm jedoch gesagt war, er sey sein Nebenbuhler bei einer Schauspielerin, die wieder nicht an ihn dachte. Einst wollte er einen vorgeblichen englischen Obersten, der als französischer Husar gekleidet ging, fest nehmen lassen, allein wen bezeichnete er der Polizei? Eine Truppe Kunstbereiter, und namentlich ihren Herold, die er für englische Spione ansah. Verspottet mit einem Worte, wo er sich sehn läßt, zeigt er überall die Vollmacht des Kaisers, sucht er überall seine Wichtigkeit geltend zu machen, und beklagt sich bitterlich, daß der Graf Caffarelly für ihn keine Achtung hegt. Wo denkt die kaiserliche Regierung hin, daß sie solche Männer in den Vorgrund stellt? Fühlt sie denn nicht, daß sie sich selbst herabwürdigt? Nun freilich, ich denke, daß Se. kaiserliche Majestät bis zu Ihrem Sturze nicht mehr weit hin haben; eine angebetete Dynastie wird bald auf den von ihm befleckten Thron steigen. Indessen glauben Sie

ja nicht, daß er alle Stimmen für sich verloren hat. Er hat hier noch immer auch ihm treu ergebene Männer. Erst diesen Morgen bekam ich die Proklamation des Präfekten von der Aude, die ich Ihnen hier beilege; sicher spricht sie die Ergebenheit, die Liebe zu dem Ungeheuer vollkommen aus.

„Einwohner des Audedepartements! — hebt sie an — In großen Gefahren muß der große Muth sichtbar werden. Ihr werdet ihn sicherlich nicht bei der traurigen, betrübten Nachricht verlieren; ihr habt mir bis jetzt zu viel Beweise Eurer Vaterliebe, der Treue zu Euerm Herrscher gegeben; Ihr werdet nicht die edle Aufopferung verläugnen, die Euch bezeichnet; Ihr werdet mit Abscheu die Entehrung eines fremden Jochs zurück stoßen, Ihr werdet die Anstrengungen verdoppeln, Euch zu bewaffnen, Euch in Vertheidigungszustand zu setzen, Euern Kaiser bei einem Unfall gegen seine Feinde zu unterstützen, die nicht kommen, eine Armee zu bekämpfen, sondern jeden Bürger, in dem, was ihm das theuerste ist, zu beleidigen, das schöne Land zu verwüsten, dessen Ruhm und Wohlfahrt so lange der Gegenstand ihrer Eifersucht war, und es zum Schauplatz aller Räubereien, aller Verbrechen zu machen. Einwohner des Audedepartements! Ich

verbürge mich ohne Bedenken dem Fürsten, dem Vaterlande, daß ihr Eurer selbst werth seyn werdet. Es heißt dies nichts, als versichern, Ihr werdet, als Franzosen geboren, auch als solche leben und sterben wollen."

Carcassonne, d. 8. Apr. 1814.

Der Präfekt rc. Baron Trouvé."

An Denselben.

Es ist vorbei, mein lieber Baron. Die kaiserliche Regierung ist nicht mehr. Ich bin frei, und kann den Kammerherrn-Schlüssel, der meinen Rock ziert, nun in die Tasche stecken. Sie können sich meine Freude vorstellen, als ich die glücklichen Ereignisse vernahm. Zum wenigsten haben wir doch, indem wir unsern König wieder finden, noch die Ehre, unsere Waffen unbefleckt zu erhalten. Ich bin Zeuge einer der schönsten Waffenthaten gewesen, womit sich unser Ruhm schmücken konnte, und selbst auf dem Rückzuge haben wir mehr gethan, als einen Sieg erfochten. Lord Wellington hat doch, so sehr man seinen militärischen Ruhm anpreist, zwei bedeutende Fehler begangen. Einmal schnitt er dem Marschall Soult nicht den Rückzug nach Toulouse, nach der Niederlage bei Ourthes, ab, als dieser retirirte, ob ihm dies schon sehr leicht gewesen

wäre, und dann ließ er den Franzosen Zeit, sich zu verschanzen, indem er seinen Angriff 28 Tage aufschob. Auf den Hügeln der Gers, die sich hinter dem Königskanal im Osten von Toulouse hinziehen, hatten wir tüchtige Redouten aufgeworfen; unsere tapfere Armee bestand aus 25,000 Mann, fast lauter alte Truppen, alle vom besten Geiste beseelt, und vor Begierde brennend, sich mit dem Feinde zu messen, dessen Zahl sie keineswegs schreckte. Die Alliirten wurden 80,000 Mann stark angegeben; drei Nationen waren gegen uns vereint. Die Engländer mit Schotten und Deutschen *), die Spanier und Portugiesen. Nach mehrern Scharmützeln und einzelnen Gefechten, die in der Charwoche statt fanden, machte man zu einer Hauptschlacht Vorbereitungen. Den Ostertag, am 10. April 1814 ließ sich die Kanonade um 7 Uhr des Morgens auf beiden Ufern der Garonne hören. Bald war das Treffen allgemein. Lord Wellington konnte, indem er längs des rechten Gersbachufers im Westen von Toulouse hinauf ging, hinter die Hügel kommen, auf welchen unsere drei Hauptredouten angelegt waren, und so die ganze Stellung der Franzosen umgehen; sie in der schönen

*) Hannöversche Legion. D. U.

Ebene de St. Agnes angreifen; jedoch in Folge seiner geringen Lokalkenntniß griff er alle Redouten in der Fronte an, und verlor eine Menge Menschen. Siebenmal waren die Redouten genommen, siebenmal kehrten unsere Truppen mit gefällten Bajonet wieder zurück, und eroberten sie aufs neue. Ganze feindliche Divisionen, spanische und portugiesische, unterhielten den Kampf fast den ganzen Tag lang mit einer des Ruhmes würdigen Tapferkeit, aber sehr großem Verlust. Unsere Krieger übertrafen sich selbst. Niemals sah ich sie schrecklicher, furchtbarer. Es waren wüthende, entfesselte Löwen; mit ihnen kann ein Führer, der von ihnen geliebt wird, auf die Eroberung der Welt Anspruch machen. Der Marschall Soult vervielfältigte sich. Sein kaltes Blut, sein Muth, seine Thätigkeit, seine militärischen Einsichten haben selbst seine Gegner in Erstaunen gesetzt. Man sah ihn mitten in der Gefahr mit allen Hülfsmitteln des Genies, wie der Tapferkeit den Sieg der Menge und Beharrlichkeit des Feindes streitig machen; zurück gedrückt, aber nicht besiegt, war sein Rückzug ein Triumpf. Ich weiß nicht, ob ihn die Alliirten aus seiner Stellung hätte vertreiben können, wenn der General Taupin, der mit einer entscheidenden Bewegung beauftragt worden war, sie hätte aus-

führen können. Aber im Augenblick, wo er sie beginnen wollte, warf ihn eine Kugel nieder. Sein Tod brachte Unordnung in die Division, die er kommandirte. Die Schlacht wüthete jedoch bis zum Untergang der Sonne, und erst dann entschloß sich der Marschall, seine Positionen zu verlassen, was jedoch immer erst in der Nacht zum 12. April geschah. Die Verbündeten konnten ihn den 11. durchaus nicht in seinen Linien forciren. Ihr Verlust war zu groß — man schätzte ihn auf 15,000 Mann an Todten und zum Kampfe unfähigen — und sie bedurften der Ruhe zu sehr. Inzwischen war das Schrecken in Toulouse allgemein; man verbreitete die fürchterlichsten Gerüchte. Der Marschall hatte Kanonen auf die Wälle fahren lassen. Mehrere Häuser waren mit Schießscharten eingerichtet; und der erschrockene Bürger fürchtete, daß man sich in der Stadt selbst vertheidigen würde. Man versicherte sogar, daß die Engländer schon eine Batterie von Brandpfeilern zurüsteten. Auch unsere Artillerie, auf dem Carmeliterplatz aufgeführt, mehrte die Angst. So verging der ganze 11. April. Beide Armeen begruben ihre Todten, und erzeigten ihnen die letzte Ehre. Endlich wich die Furcht. Der Marschall verließ am 12. früh um 4 Uhr mit dem Ueberreste der Armee die Stadt, und

marschirte auf der großen Straße, längs dem Kanal, das Werk des unsterblichen Riquet, fort. Kaum war die Stadt geräumt, und der Nationalgarde allein anvertraut, als die öffentliche Meinung sich mit einer Kraft ohne Gleichen aussprach! Das Volk stürzte sich auf die Straße. „Es lebe der König!“ rief alles; nieder mit dem Tyrannen! Von allen Seiten sammelten sich die besten Bürger, und stimmten in den von der Menge gegebenen Ruf ein. Man läuft aufs Kapitol — wie man hier das Stadthaus nennt — man reißt die dreifarbige Fahne herunter, man stürzt die Statuen Buonapartes nieder, und schleppt sie auf die Straßen, auf die öffentlichen Plätze, wo man sie mit Verwünschungen überhäuft, mit Koth bedeckt. Man schwur dem König Treue und Liebe, ob man ihn schon noch nicht kannte. Seine Tugenden hatten bereits die Scheidewand vernichtet, die zwischen ihm und seinen Unterthanen war. Inzwischen ging der erste Adjunkt des Maire — dieser selbst, der Präfekt, die Gerichtshöfe, der Erzbischof, mit einem Worte, alle ersten Beamten hatten auf Befehl die Stadt geräumt — zu Wellington, um mit ihm über die Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. Gegen 8 Uhr des Morgen wurden die vorzüglichsten Posten von alliir-

ten Truppen besetzt; der General hielt seinen Einzug; man konnte ihn einen Triumpf nennen. Er konnte sein Erstaunen nicht bürgen, als er das Panier der Lilien, die weiße Cocarde, die Stelle der der Revolution einnehmen sah, und den Zuruf des Volkes hörte, welches die Bourbons verlangte.

„Ich gebe, sagte er, als er eben im Stadthause absteigen wollte, den edlen Gefühlen, von denen ich die Toulouser ergriffen sehe, meinen völligen Beifall, und wollte nur, daß es ganz von mir abhinge, ihnen einen König zu geben, den sie lieben. Aber in diesem Augenblicke unterhandelt vielleicht meine Regierung mit der ihrigen, in diesem Falle wäre meine gute Absicht von keinem Nutzen, und ich kann nichts thun, als denen, die sich nicht wieder unter Buonapartes Joch beugen, eine sichere Freistätte in England zusichern.“

Ob nun schon diese Worte eben nicht sehr tröstlich waren, so ließen sich die Toulouser doch nicht abschrecken.

„Es thut nichts, rief man von allen Seiten. „Der König soll leben!“ Fluch Napoleon!“

Tänze und Freudensprünge fingen von neuem an, und Lord Wellington ließ das Rathhaus in

Besitz nehmen. Seine erste Sorge war, der Stadt einen Maire zu geben. Es wurde dazu der Marquis Es**, zum großen Staunen der reinen Royalisten, ernannt. Sie hatten nicht vergessen, daß derselbe 15 Jahre lang einer der eifrigsten Anhänger Napoleons war; daß er in allen Deputationen an ihn geglänzt hatte; daß er lange bemüht gewesen war, eine Stelle als Senator zu bekommen, daß er jedoch nicht einmal ins gesetzgebende Korps gekommen war; daß er endlich drei bis vier einander widersprechende Eide abgelegt hatte; inzwischen es sollten nun einmal an diesem Tage gar manche Verwandlungen statt finden.

Am Abend dieses Tages kam nämlich die Nachricht von der neuen Regierung, von der glücklichen Rückkehr Ludwigs XVIII. auf den Thron seiner Vorväter an. Nun hatte die Freude keine Gränzen. Die Bourbons werden von ganz Frankreich geliebt (!!!), aber Toulouse kann sich rühmen, ihnen ganz vornehmlich ergeben zu seyn. Ich wollte die Stadt nicht verlassen, ohne den Herzog von Angouleme gesehn zu haben, den angebeteten Prinzen, den Gegenstand der lebhaftesten Hoffnungen, er erschien endlich. Mein Herz war nun befriedigt. Ihnen zu

schreiben, was ich alles in seiner Gegenwart empfand, ist mir unmöglich. Es war ein Gemisch von Glück, von Traurigkeit, von schwarzen Erinnerungen, wenn mein Gedächtniß das Vergangene überblickte. Ach, möchten die Tage des Schreckens, der Thränen, nie wieder erscheinen! Möchten die beiden heiligen Ludwige über ihre Familie wachen, und vom Allmächtigen es erhalten, daß sie nie wieder vom Sturm des Unglücks heimgesucht werde!

„Graf, sagte eines Abends Napoleon zu mir, wenn es dunkle Nacht geworden ist, müssen wir zusammen ausgehn. Ich habe zu Ihnen geschickt, und für Sie einen bürgerlichen Anzug holen lassen. Sie können sich beim Großmarschall umkleiden!“

Ueberrascht von so viel Gunstbezeugung, deren ganzen Umfang ich zu schätzen wußte, verbeugte ich mich gar tief, und vollzog den mir gegebenen Befehl. Gerade wie der Zapfenstreich geschlagen wurde, gingen wir durch den Garten der Tuilerien. Es war eine köstliche Nacht. Die Straßen waren ohne Schmutz; wir gingen über die Königsstraße, die Boulevards, bis zum St.

Denisthor, und warfen manchen neugierigen Blick auf die Gegenstände, die wir unterweges fanden. Besonders blieb der Kaiser vor einem Bilderladen stehn, wo man sein Bild in tausend verschiedenen Arten fand. Die Darstellung der durch ihn gewonnenen Schlachten schien ihn in eine gute Laune zu setzen, als er zum Unglück in einem Winkel das Portrait des Prinzen von Wallis wahrnahm. Ich weiß nicht, was für ein Gefühl ihn dabei ergriff; aber das sah ich, daß er blaß ward, fort ging, und mir befahl, die Nummer des Ladens anzumerken, was ich ziemlich ungeschickt that. Wir verfolgten unsern Weg; endlich kamen wir in die Stadt heran, und gingen längs der langen Straße St. Denis herunter.

„Wo geht das hin? fragte ich mich selbst. Das ist ein besonderer Spaziergang!"

Jetzt machten wir durch mehrere Quergäßchen hindurch, und hielten endlich in der Planche Rübraygestraße, wo wir in Nummer — drei Treppen hoch hinauf kletterten, und dem Scheine nach nach einem Juwelier fragten. Ich klingelte. Die Thüre eines ärmlichen Zimmers wird aufgethan. Wir treten ein; ich war immer noch von der geheimnißvollen Art überrascht, da ich den

Zweck davon noch nicht absehen konnte. Jetzt fing es indessen an lichter zu werden. Der Kaiser war sorgfältig verkleidet; er trug eine braune Perücke; eine Conservationsbrille, und fragte nach Herrn M.—

„M.—? dachte ich bei mir selbst. Der Name ist dir ja nicht unbekannt. Sollte denn der große Napoleon wirklich hierher kommen, sich sein Glück weissagen zu lassen?“

Die Sache schien mir nicht begreiflich, und doch wahr, wir waren, mit einem Worte, bei dem Geisterseher M.—, bei dem Manne, der der berühmten Lenormand den Vorzug, die Zukunft zu sehen, streitig machte. Ich war über eine solche Kleinheit eines Mannes, den ich über alle Schwächen der Menschheit erhaben hielt, außer mir vor Staunen. Man führte den Kaiser in ein besonderes Zimmer, ich blieb in einer Art von Saal, den eine einzige Kerze erleuchtete, ohne daß einmal eine Lichtputze da war. Indessen ging die Zeit hin, eine Stunde ist schon vorbei, und ich höre immer nur ein dumpfes Geräusch. Mir kommt die Sitzung ein wenig lang vor, als sich auf einmal das Geräusch verdoppelt, und ich selbst die Stimme des Kaisers höre; es scheint mir, als ob er nach mir rufe.

Ich springe auf, ich eile hin, und mache rasch die Thüre auf. Ich trete in einen von dicken Rauch verdunkelten Saal, den eine bläuliche Flamme erleuchtet, die auf einem eisernen Dreifuß brennt; in der Ferne sah ich eine häßliche Figur, die sich meinem Blick entziehn will, kurz, ich finde den, der Europens Kronen vertheilte, in einem Zustand des unbeschreiblichsten Schreckens, indem der Herr M. — wunderlich mit einem langen, von Hieroglyphen beseelten Gewand angethan, neben ihm steht.

„Kommen Sie! sagte der Kaiser, zu mir; Herr M. —, wir sehen uns wieder!"

Und dabei faßte er rasch meine Hand, die ich ihm gern überließ. Es schien mir, als habe er krampfhafte Zuckungen. Er zog mich mit fort. Bei seiner Hastigkeit verlor er den Hut; ich eilte, ihn aufzuheben, und fand an der Seite ein vierfach zusammengelegtes Papier. Ohne sehr darüber nachzudenken, was ich machte, nahm ich es zu mir, und nun ging es fort. Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als der Kaiser zweimal in die Hände klatschte; im Augenblick standen mehrere Menschen um ihn herum, er sprach mit einem, und dann gings wieder fort. Ich sah mich um, es schien, als ob die

Menschen nach dem Hause zu gingen, das wir eben verlassen hatten. Inzwischen richteten wir uns nach dem Quai; hier wartete ein Wagen ohne Wappen und Namenchiffer auf uns; zwei Bedienten, grau gekleidet, hielten die Schläge offen; wir sprangen hinein, und nun gings rasch nach den Tuilerien. Hier brach der Kaiser das Stillschweigen, das er bis jetzt beobachtet hatte.

„Nun Graf, sagte er, was sagen Sie zu dem Benehmen des Elenden? Ich wollte ihn einmal fragen, um mich über ihn lustig zu machen, um Josephinen über ihre lächerliche Leichtgläubigkeit auszulachen; war der Kerl nicht toll genug, mich den Teufel sehn zu lassen? Aber er soll es bezahlen!“

Noch einige Worte der Art, und wir waren im Schlosse. Wie wir im Hofe sind, sagte er noch: „Ich denke, ich habe nicht nöthig, Ihnen Verschwiegenheit anzuempfehlen. Wer bei einem Fürsten ist, muß alles sehen, hören und verschweigen.“

Den Tag darauf lehrte uns das öffentliche Gerücht: Herr M. —, der Geisterseher, sitze im Bicetre. Ich wunderte mich nur über meine Einfalt, daß ich den Tag vorher geglaubt hatte,

der Kaiser werde, ohne Vorkehrung zu treffen, ausgehn. Die Männer, die ein Wink herbei führte, hatten mich darüber schon vollkommen aufgeklärt. Ich war inzwischen immer noch im Besitz des wichtigen Papiers; so wie ich nach Hause kam, eilte ich, es durchzulesen. Ich fürchtete, es könne mir einmal nachtheilig werden, und zeichnete es nur, ehe ich's den Flammen übergab, an den Rand eines alten Plutarchs ab, wo ich sicher war, daß es niemand suchen würde.

Und was enthielt es?

Nichts weniger, lieber Leser, als das künftige Geschick des Kaisers, von dem Herrn M. — durch einen Geist eröffnet. Mein Wort darauf, daß das Folgende, wie es folgt, darauf stand. Das Papier war schwarz, die Buchstaben lebhaft purpurroth; in den vier Ecken waren vier geflügelte Todtenköpfe auf kreuzweis liegenden Gebeinen, oben und in der Mitte zeigte sich ein Geist. Aus seinem Munde schien folgendes heraus zu gehen.

„Der Geist, der oberste Herrscher der menschlichen Schicksale, der allein die undurchdringliche Pforte der Zukunft öffnen kann, an Napoleon den Großen ꝛc. —“

„Umsonst suchst du dich zu verbergen. Unter welcher Verkleidung du auch vor mir erscheinst, immer werde ich dich erkennen; denn nicht an den Schein halte ich mich, ich durchschaue das Herz, und dies kann man nicht verschleiern. Du willst dein künftiges Geschick wissen? Wenn dies dein Wunsch ist, warum zeigst du denn so viel Mißtrauen? Entweder du zweifelst an meiner Macht, oder du glaubst daran. Warum kamst du, wenn du zweifelst? Warum zeigst du dich nicht, wie du bist, wenn du glaubst? Du kannst meinen Diener betrügen, nicht mich. Denke, daß du jetzt ein Saul vor der Zauberin zu Endor bist. Bist du noch nicht mit den Kronen zufrieden, die du jetzt trägst? Warum willst du noch neue erobern? Laß ab, den Sieg durch neue ungebührliche Forderungen zu ermüden! Dein Stern hat den höchsten Glanz erreicht, er kann nun nur verbleichen, wenn du dich nicht selbst beherrscht. Du beginnst jetzt etwas, was das erste Glied einer Kette von Unfällen ist. Du bewaffnest den Vater gegen den Sohn; du wirst sie einen Augenblick ihres Erbes berauben, aber weder dem Vater noch dem Sohn darin folgen. Warum sinnst du auf eine neue Vermählung? Sie wird deinen

Thron nicht sicherer machen. Du wirst nicht die Sprößlinge davon erhalten, die du erwartest. Ich sehe einen neu beginnenden Krieg. Auf Strömen von Blut suchst du eine Tochter des Adlers; ihr Besitz wird dich einschläfern, dein Vertrauen auf die Hülfe der Ihrigen wird dir theuer zu stehn kommen; denn du hast deine Hoffnung auf beweglichen Sand gebaut. Warum peitschest du deine geharrnischten Schaaren aus dem glühenden Mittag nach Mitternacht? Bist du nicht mit deinen Eroberungen zufrieden? Vor welchem Feuermeer schreckt dein Heer zurück? Auf welchen Schneegefilden seh ich es verschwinden? Du sträubst dich noch! Das Zepter entfällt dir; es zerbricht, es geht in die Hände, die es besser zu führen gewohnt sind (? !!). Wo fliehst du hin, halb verbleichter Stern? Ein Felsen wird dein Königreich. Ach wüßtest du, damit zufrieden zu seyn! Doch nein, du stürzest dich in neue Abentheuer; das Glück lächelt dir einen Augenblick, aber nur, um dich so ärger zu verrathen. Frankreich steht auf, ein Theil fällt dir zu. — Umsonst! Eine Nacht stürzt dich ins vorige Unglück. Du fliehst, und bist von Europa durch das weite Meer geschieden. Du wolltest um jeden Preis leben, aber

welch Daseyn wird dir für alles, was du besaßest? Müde der Gefangenschaft versuchst du es, dich dem Joche zu entziehn, das du als eine Gnade annahmst. Du glaubst, Europa werde noch einmal durch deine Gegenwart erschüttert werden. Umsonst! Dein Stern ist ganz verbleicht; der letzte Versuch wird durch einen schimpflichen Tod vereitelt. Er geht ohne Verlust eines Tropfen Bluts vorüber!“

Neue Bücher zur Michaelis-Messe 1816.

Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

Heldenbuch.

Ein Denkmal der Großthaten in den Befreiungskriegen von 1808 bis 1815. Deutschen Vaterlandsfreunden und besonders der Jugend gewidmet von Chr. Niemeyer, Verfasser des deutschen Plutarchs. Mit 34 Portraits und einer illuminirten Gruppe, in allegor. Umschlag, broschirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Kriegsbibliothek,

vierter und letzter Band; der Krieg in Frankreich, Holland, den Niederlanden, und in Italien, in den Jahren 1813, 14 und 15. Mit Planen und einer Ansicht von Belle-Alliance. 8. brosch. 2 Thlr. 16 Gr.

Bruchstücke

aus dem Leben des Charles Schulmeister v. Meinau. 12. broch. 12 Gr.

Die Künste des menschlichen Lebens

in Beziehung auf Nahrung, Kleidung und Wohnung. In einer Reihe von Briefen aus dem Englischen übersetzt und zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend herausgegeben von Prof. C. F. Michaelis. 8. broch. 18 Gr.

Der Gesundheitsfreund,

oder allgemein faßliche Anweisung die vorzüglichsten Krankheiten des menschlichen Körpers nach den neuesten Entdeckungen in der Arzneiwissenschaft selbst zu behandeln. Nach der eilften verbess. Ausgabe des Richard Rence, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Dr. C. G. Kühn. 8.

Nützlicher Hausrath,

eine Auswahl erprobter Mittel für bürgerliche und ländliche Haushaltungen; aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, 66 Hefte, besonders abgedruckt. 8. brosch. 16 Gr.

Heinrich und Klärchen,

eine wahre Geschichte aus den letzten zehn Kriegsjahren. Aus dem 18. Heft der Ameise besonders abgedruckt. 12. brosch. 12 Gr.

Das Echo der Säle zu Paris,

oder merkwürdige Erzählungen und unbekannte Anekdoten von Napoleon, seiner Regierung, seiner Umgebung, seinem Hofe und seinen Beamten, zweites Bändchen, auch unter dem Titel: Bonaparte und seine Familie. 8. brosch. 18 Gr.

Historischer Atlas von Preußen,

in 12 illumin. geogr. Karten mit Erläuterungen über die Vergrößerungen und Verkleinerungen dieses Landes von 1273 — 1816. quer 4. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Historischer Atlas

von Rußland, Schweden, Polen, Oesterreich und der Türkei, in 5 illum. Karten mit Erläuterungen über die Vergrößerungen und Verkleinerungen dieser Länder in den Jahren 1155 bis 1816. quer Fol. brosch. 18 Gr.

M. J. C. Förster,

Lehrbuch der christlichen Religion,

nach Einleitung des Katechismus Lutheri. Zehnte Auflage. Mit Luthers Portrait in ganzer Figur. 8. 8 Gr.

Der Taschenschmidt oder Taschenroß-arzt.

Unterricht, wie man die Krankheiten seiner Pferde zu heilen und was man bei deren Einkauf zu beobachten hat, aus dem Englischen übersetzt, verbessert und mit Zusätzen vermehrt von v. Tennecker. Eilfte Auflage mit 3 Kupfern. 12. brosch. 8 Gr.

F. W. v. Bernewitz,

Anleitung zur Abfassung aller Arten militärischer Aufsätze und Briefe,

auch in Beziehung auf andere Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens. Nebst einer Uebersicht der teutschen Sprachlehre, zweite umgearbeitete und verbesserte Auflage. 8. brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Ameise

oder Bemerkungen, Charakterzüge und Anekdoten, auch Schlachtberichte vom Kriegsschauplatze im Jahre 1812 bis 15. Neunzehnte Sammlung. 8. brosch. 12 Gr.

Magazin der neuesten Erfindungen,

Entdeckungen und Verbesserungen u. s. w. Herausgegeben vom Prof. Poppe, Dr. Kühn und Dr. Baumgärtner. Neue Folge No. 1. Mit Kupf. 4. broschirt. 16 Gr.

S.

~~Napoleon~~

Archiv

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Verneur, Jacques Thomas,

Das Echo der Säle von Paris, oder merkwürdige Erzählungen & unbekannte Anecdoten von Napoleon, seiner Regierung, seiner Umgebung, seinem Hofe & seinen Beamten
Bd.: 2.

Leipzig 1816

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 385 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278007-5